# Protestantenblatt.

## Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 6 — Bremen-Berlin, den 4. Februar — 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.



Inhalt: Spener und der Pietismus. I. Von W. Nestle. — Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus. XIII. Von Professor D. Baentsch. — Kirche und Sozialdemokratie. II. Von Pfarrer Lic. Traub. — Ernst Haeckels „Lebenswunder". II. Von O. Braasch. — Vom Büchertisch.


## Spener und der Pietismus.

Zum 5. Februar 1905.

Der Name „Pietisten" und „Pietismus" hat in der Welt keinen guten Klang und auch in der Kirche keineswegs immer einen solchen gehabt. Aber wer heftige Gegner hat, muß offenbar auch selbst eine gewisse Bedeutung haben. Daß der Pietismus keine geringfügige Erscheinung ist oder war, könnte schon der Umstand lehren, daß selbst ein so vollendeter Weltmann wie Goethe, dem freilich auch nichts Menschliches fremd blieb, sowohl in seinem Leben als in seiner Dichtung ihm zeitweilige Beachtung geschenkt hat. Aber vor allem die Tatsache, daß diese religiöse Bewegung mehr als 200 Jahre nach ihrer Entstehung noch immer in mancherlei Formen lebendig ist, beweist, daß ihr eine nicht geringe Kraft innewohnt. So verlohnt es sich wohl, auf ihren Ursprung zurückzublicken und ihr Wesen kurz darzustellen.

1.

Am 5. Februar dieses Jahres werden es 200 Jahre, daß der „Vater des Pietismus", Philipp Jakob Spener, als Propst an St. Nikolai und Konsistorialrat in Berlin gestorben ist. Geboren am 13. Januar 1635 als Sohn eines gräflichen Beamten zu Rappoltsweiler im Elsaß, wuchs der Knabe und Jüngling in frommer Umgebung auf und erhielt zu Colmar und Straßburg seine geistige Bildung. Schon frühe zeigten sich Spuren einer tiefgehenden, etwas gesteigerten Frömmigkeit. Daß er sich in seinem zwölften Jahre einmal zum Tanzen verleiten ließ, lag ihm lange schwer auf dem Herzen. Durch den Tod einer Patin „erweckt", wünscht sich schon der Knabe, „mit ihr von der Welt abzuscheiden" und „sucht seine Auflösung von Gott mit Gebet zu erzwingen". Frühe liest er Arndts „Wahres Christentum", das „ihn vor der Schulweisheit bewahrt", und als Straßburger Student will er „mit dem gemeinen Studentenwesen nichts zu tun haben", sondern lebt ausschließlich seinen Studien, die sich übrigens außer der Theologie auch auf Philologie, Geschichte und Philosophie erstrecken. Nachdem er diese als „Magister" absolviert und einige Jahre in vornehmer Familie als Hauslehrer zugebracht hatte, unternahm er 1659 eine Studienreise nach Basel und Genf. In letzterer Stadt gewann die freie Genfer Kirchenverfassung seine aufrichtige Bewunderung und lernte er den früheren katholischen Domherrn, damaligen reformierten Prediger Johann von Labadie kennen, dessen Ideal die Herstellung eines liebesinnigen Gemeinschaftslebens nach apostolischem Muster war. Zwei Jahre später finden wir ihn in Begleitung eines Grafen von Rappoltstein in Württemberg, dem Lande, dessen Kirche entsprechend seiner geographischen Lage eine Art Mittelstellung zwischen der streng lutherischen Orthodoxie und den reformierten Kirchen der Schweiz einnahm und einnimmt. Er hielt sich fünf Monate in Stuttgart und Tübingen auf und las an dieser Universität auch Kollegien. 1663 wurde Spener Pfarrer in Straßburg und, da er auch hier zugleich als Universitätslehrer tätig war, schon im folgenden Jahre zum Doctor theologiae promoviert, gerade an dem Tage, an dem er seine in der Folgezeit mit elf Kindern gesegnete Ehe einging. Eine entscheidende Wendung in seinem Leben war es, als er 1666, ohne sich beworben zu haben — denn dies hätte seinen Grundsätzen widersprochen — nach Frankfurt a. M. zum Senior der dortigen Geistlichkeit berufen wurde. Dadurch, daß Spener nun zwanzig Jahre in dieser Stadt wirkte, wurde Frankfurt die Geburtsstätte des Pietismus.

Die Stürme des Dreißigjährigen Krieges hatten, wie das geistige Leben in Deutschland überhaupt, so auch den Bestand und die Würde der Religion aufs schwerste geschädigt. Vollends in einer großen und reichen Handelsstadt wie Frankfurt war die Teilnahme am kirchlichen Leben schwach und Spener bemerkte mit schmerzlichem Erstaunen, daß es in seiner Gemeinde zahlreiche Leute gab, die nicht zum Abendmahl gingen und ihm überhaupt persönlich unbekannt blieben. Er suchte diesen Übelständen durch zweckmäßige Einrichtung der Predigt, Hebung des Katechismusunterrichts und Einführung einer strengeren Kirchenzucht, zu deren Handhabung er auch Laien als Gehülfen beizog, zu steuern. Im Katechismusunterricht beschränkte er das viele Memorieren auf Luthers kleinen Katechismus und legte den Hauptnachdruck nicht auf das Auswendiglernen, sondern auf das Verständnis. Auch die schon im 16. Jahrhundert sporadisch vorkommende Konfirmation mit entsprechendem Vorbereitungsunterricht führte er wenigstens in den Landgemeinden ein, während er in der Reichsstadt selbst nicht damit durchdrang. Im Jahr 1669 gab eine seiner Predigten, die besonders stark das Gewohnheitschristentum bekämpfte, Anlaß zu einer Spaltung in seiner Gemeinde, so daß ein Teil derselben ihm nunmehr ganz fern blieb, der andere aber sich um so enger um ihn scharte. Dies führte bald zur Einführung der sogenannten „Collegia pietatis" (1670), Erbauungsstunden, zu denen sich eine Anzahl Laien beiderlei Geschlechts zuerst in Speners Hause zusammenfanden, um etwa die Predigt des letzten Sonntags noch einmal durchzusprechen, einen Abschnitt aus der Bibel oder sonst einem „gottseligen" Buch zu lesen und unter seiner Leitung ihre Gedanken darüber auszutauschen.

Natürlich wurde auch dabei gebetet. Der starke Zudrang nötigte Spener später, diese Stunden in die Kirche zu verlegen. Damit änderten sie ihren Charakter wesentlich, indem die aktive Beteiligung der Laien zurückging: sie wurden zu Bibelstunden. Für die Teilnehmer an diesen Zusammenkünften entstand schon frühe der Sektenname „Pietisten". Im Jahre 1675 trat Spener mit einer Schrift hervor, die den Titel führte: „Pia desideria (fromme Wünsche) oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren christlichen Kirche". Er empfahl darin eben solche Privatversammlungen zur Förderung der Bibelkenntnis, Mitwirkung der Laien mit dem Pfarramt zur Erbauung anderer, betonte, daß es mit dem Wissen im Christentum nicht genug sei, sondern tätige Ausübung dazu kommen müsse, mahnte, man solle Ungläubige nicht bloß bekämpfen und widerlegen, sondern durch Liebe zu gewinnen und zu bessern suchen, wünschte eine andere Erziehung der künftigen Pfarrer auf Schule und Universität, die eben so sehr deren frommes Leben als ihr Wissen im Auge behalten sollte, und drang auf eine Umgestaltung der Predigt, die weniger dogmatisch gehalten sein, als vielmehr die Erneuerung des inwendigen Menschen zum Ziele haben sollte. Gleichzeitig begannen nun aber auch schon Angriffe auf die pietistische Richtung, indem deren separatistische Neigungen und besonders auch der Gedanke von der Notwendigkeit der Wiedergeburt bekämpft wurde.

Nichtsdestoweniger führte Speners Ansehen ihn zu derjenigen kirchlichen Stellung empor, die damals für die höchste und einflußreichste in Deutschland galt: er wurde 1686 vom Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen als dessen Oberhofprediger und Mitglied des Oberkonsistoriums nach Dresden berufen. So glänzend diese Stellung war, so viele Schwierigkeiten brachte sie auch mit sich, zumal für einen Mann wie Spener, der zum Hofmann zu charaktervoll und zur Leitung der kirchlichen Angelegenheiten nun doch einmal zu sehr Parteihaupt war. So begannen denn auch bald die Konflikte. Der erste entspann sich mit der Leipziger theologischen Fakultät, bei der Spener auf Grund seiner Erfahrungen in den Prüfungen mit Recht auf gründlichere Behandlung der Bibelexegese nach den Grundsprachen drang. Infolge dessen begannen drei Privatdozenten, worunter A. H. Francke, sogenannte Collegia biblica, deutsche exegetische Vorlesungen über die Bibel zu halten, was die Geistlichkeit und mehrere Professoren bekämpften und schließlich verboten. Freilich wurden auch auf pietistischer Seite schwere Fehler gemacht: so ließen sich z. B. einmal die Studenten dieser Richtung dazu hinreißen, ihre philosophischen Bücher zu verbrennen, und agitierten überhaupt gegen alle weltliche Kunst und Wissenschaft. Bemerkenswert ist immerhin, daß ein so fortschrittlich gesinnter Mann wie der Jurist Thomasius, der es bekanntlich auch zuerst wagte, mit dem bisherigen Brauch der lateinischen Vorlesungen zu brechen und solche in deutscher Sprache zu halten, sich in seiner satirischen Zeitschrift „Freimütige Gedanken" auf die Seite der Pietisten schlug und die Lutheraner scharf mitnahm. Francke und seine Genossen siedelten infolge dieser Streitigkeiten nach Halle über, das, damals noch Ritterakademie, einige Jahre später (1694) an Stelle von Frankfurt a. O. zur Universität erhoben und eine Hauptpflanzstätte des Pietismus wurde. Noch schwerer als durch diese Zwistigkeiten wurde aber Speners Stellung durch einen persönlichen Konflikt mit dem Kurfürsten erschüttert. Als Oberhofprediger war er Beichtvater der kurfürstlichen Familie, auch Erzieher des später zum Katholizismus übergetretenen Prinzen Friedrich August. Die Kurfürstin und ihre Umgebung waren ihm ganz ergeben. Weniger verstand er sich mit dem Kurfürsten, mit dem er als sein Beichtvater vor Empfang des Abendmahls zum Zweck der „Gewissensprüfung" persönliche Rücksprache zu nehmen pflegte. Als ihm die gewohnte Audienz bei dieser Gelegenheit einmal verweigert ward, richtete er „ein ziemlich langes, freimütiges, doch auch bescheidenes Schreiben an den Kurfürsten, worin er den Zustand seines Lebens und was darin mit dem göttlichen Willen stritt, auseinandersetzte, unter Hinzufügung dessen, was seinen Sinn unter göttlichem Beistand zur Änderung bewegen konnte". Von da an fiel er in Ungnade und es war für Spener eine Erlösung, als er im Jahre 1691 durch Vereinbarung der Regierungen von Kursachsen und Brandenburg als Konsistorialrat und Propst an St. Nikolai nach Berlin berufen wurde.

In Berlin brachte Spener die letzten vierzehn Jahre seines Lebens zu, dem Hofleben unter Friedrich III. zwar gänzlich entrückt, aber trotzdem in höchst einflußreicher Stellung. Er war so mit Arbeit überhäuft, daß er seinen am Haus gelegenen Propsteigarten nur zweimal auf einige Augenblicke besuchte. Auf dem Gebiete der Armenpflege entwickelte er eine energische Tätigkeit, Studenten der Theologie versammelte er zu einem Collegium philobiblicum in seinem Hause um sich; seine Korrespondenz war so ausgebreitet, daß er in einem einzigen Jahre 622 Briefe beantwortete, während 300 unerledigt blieben. Auch mit zahlreichen auswärtigen Fürstlichkeiten stand er in Verbindung. Besonders aber entfaltete er eine ausgedehnte schriftstellerische Tätigkeit teils erbaulicher, teils polemischer Art zur Abwehr der vielfachen Angriffe, denen seine Bestrebungen von orthodox-lutherischer Seite ausgesetzt waren. Hatte er in seiner 1691 verfaßten Schrift „Die Freiheit der Gläubigen von dem Ansehen der Menschen in Glaubenssachen" den Gedanken verfochten, daß der Glaube des Christen unmittelbar auf der im Wort Gottes gegebenen Offenbarung ruhe und keiner vermittelnden Instanz bedürfe, seien es Apostel, Kirche oder Prediger, also eine freilich durch die Autorität der Bibel begrenzte Toleranz vertreten, so hielt ihm 1695 eine von der theologischen Fakultät in Wittenberg herausgegebene Schrift „Christ-lutherische Vorstellung" usw. nicht weniger als 283 falsche Lehren vor. Er antwortete mit einer Gegenschrift „Aufrichtige Übereinstimmung mit der Augsburgischen Konfession". Nachdem er sein letztes Werk „Von der ewigen Gottheit Christi" vollendet hatte, starb er am 5. Februar 1705 im Alter von 70 Jahren.

Spener war ein durchaus lauterer, leidenschaftsloser, milder und liebevoller Charakter. Dagegen läßt sich eine starke Einseitigkeit, ja Beschränktheit in seinem Wesen nicht verkennen; es spricht bei ihm nur Verstand und Gemüt, die Phantasie bleibt gänzlich unentwickelt. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, daß die einzige Liebhaberei, die er neben der Theologie trieb, das trockene Gebiet der Heraldik und Genealogie betraf. Sein ganzes Interesse konzentriert sich auf die religiöse Erbauung; alles übrige fällt unter den Begriff der „Welt" und hat daher keinen Anspruch auf Geltung im christlichen Leben. Im Eifer dafür, keine Sünde zu tun, läßt er auch alles Schöne und Gute, das nicht spezifisch religiös ist, beiseite liegen. So sucht er in seiner Art Seelen zu retten und mit seinen kleinen Gemeinden („ecclesiolae in ecclesia") sozusagen Kristallisationspunkte für eine Erneuerung des religiösen und kirchlichen Lebens zu bilden. „Den übrigen Haufen werden wir nicht bessern, sondern müssen ihn endlich in sein Verderben laufen lassen", meint er. Seine Abweichung von der Orthodoxie ist für unsere heutigen Anschauungen ganz geringfügig und bewegte sich in chiliastischer Richtung: er hoffte auf das Kommen des tausendjährigen Reichs und in Verbindung damit auf eine allgemeine Judenbekehrung. Viel wichtiger war, daß er die Frömmigkeit auf die Persönlichkeit stellte und echte Gotteskindschaft mit Glaubensirrtümern nicht für unverträglich hielt. Daher kam er auch den Reformierten entgegen und bedauerte später eine im Anfang seiner Frankfurter Zeit im Ton scharfer Polemik gegen sie gehaltene Predigt. Andererseits war er aber auch wieder nüchtern genug, um den damals gemachten Versuch einer Union zwischen Katholizismus und Protestantismus als aussichtslos zu durchschauen und abzulehnen. Seine Heranziehung des Laienelements zum Dienst und Verwaltung der Kirche war ein fruchtbarer Gedanke. Seine asketische, das Weltleben grundsätzlich verneinende Richtung — er übte auch freiwilliges Fasten —

verlieh ihm in seinem Auftreten Kraft und Sicherheit, und in seinem Verhalten gegen den Kurfürsten von Sachsen verstand er es, in seiner Art den „Männerstolz vor Königsthronen" zu betätigen. Das Wort, daß „Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst", darf auch auf ihn angewandt werden. Das Andenken seiner Person wird immer in Ehren bleiben. Nun aber haben wir zu fragen, was von der durch ihn entfachten Bewegung, dem Pietismus, zu halten ist.

Schöntal (Württemberg). W. Nestle.

## Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus.

XIII.

(Der monotheistische Gedanke in nachexilischer Zeit.)

Es liegt auf der Hand, daß die Gestaltung der Verhältnisse der jüdischen Gemeinde in der nachexilischen Zeit für den weiteren Bestand des monotheistischen Gedankens, wie er durch Deuterojesaias ausgebildet war, und noch mehr für seine gesunde Weiterbildung eine nicht zu unterschätzende Gefahr in sich barg. Denn sobald die aus dem Exil zurückgekehrten Juden in Palästina zur Begründung der jüdischen Gemeinde geschritten waren und diese Gemeinde durch die Bemühungen des Esra und Nehemia eine feste Organisation bekommen hatte, konnte es kaum ausbleiben, daß die spezielle Beziehung Jahves zu den Juden von neuem in intensiverer Weise hervortrat, und daß sich die Neigung herausbildete, diesen Jahve mit den Interessen der neuen Gemeinde aufs engste zu verflechten. Zumal bildete die Energie, mit der sich diese Gemeinde von ihrer heidnischen Umgebung hermetisch abschloß, und, wie wir um der Gerechtigkeit willen bemerken wollen, im Interesse ihres eigenen Bestandes auch abschließen mußte, für die gesunde Weiterbildung speziell des universalistischen Gedankens den denkbar größten Hemmschuh. Die Zugehörigkeit zu Jahve erscheint denn auch in der Tat so sehr an die Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinde gebunden, daß z. B. das Priestergesetz Esras für jeden Nichtisraeliten, der sich zu Jahve bekennen und an seinem Kulte teilnehmen will, die Aufnahme in die jüdische Gemeinde durch die Zeremonie der Beschneidung zur Pflicht macht, d. h. mit anderen Worten, von ihm verlangt, daß er Jude werde. So wird Jahveverehrer und Jude geradezu ein identischer Begriff. Die außerhalb der jüdischen Gemeinde stehenden Menschen und Völker sind für den bewußten Juden die „Gojim". Das Wort bezeichnete ursprünglich lediglich „Völker". Jetzt bekommt es aber die Bedeutung „Heiden" und gewinnt damit einen durchaus verächtlichen Sinn.

Besonders nahe lag die Gefahr des Rückfalls in den Partikularismus der alten Nationalreligion, so oft sich in der jüdischen Gemeinde Bestrebungen auf Wiederherstellung des alten nationalen Königtums geltend machen, wie z. B. in der Zeit des Davididen Serubbabel und vor allem in der Makkabäerzeit. Der Jahve der Makkabäerzeit nimmt geradezu wieder die Züge des alten nationalen Jahve an, der Israels Feinde wie Töpfergeschirr zerschmeißt und den Königen Israels die benachbarten Nationen zu Füßen legt.*)

Aber so sehr die geschichtlichen Verhältnisse der Weiterentwicklung und Einbürgerung des monotheistischen Gedankens im allgemeinen entgegen waren, so sehr hat doch dieser Gedanke, der, nachdem er einmal gedacht, ja nicht wieder tot zu machen war, in bestimmten Kreisen der nachexilischen Frommen seine unverwüstliche Lebenskraft erhalten und sich hier, wie wir nachher sehen werden, zu einer geradezu staunenswerten Höhe und Abgeklärtheit erhoben. Wir werden demnach eine doppelte Linie der weiteren Entwicklung des monotheistischen Gedankens zu unterscheiden haben, eine Linie, die ihn wieder und wieder in das alte partikularistische Fahrwasser zu bringen sucht, und die wir darum als eine Linie der Rückbildung zu charakterisieren haben, und eine andere Linie, die diesen Gedanken aufwärts zu den Höhen eines wahrhaft universellen Monotheismus, ja zu der Stufe einer Menschheitsreligion hinaufführt, für die nicht mehr jüdische Gemeinde und Jahve, auch nicht mehr Jude und Jahve, sondern Menschheit und Mensch einerseits und Gott andererseits Correlate sind. Beide Linien sind nicht immer scharf gesondert, sie verschlingen sich in manchen Persönlichkeiten auf eine oft wunderliche Weise. Das merkwürdigste Beispiel für eine solche Verschlingung ist wohl der Prophet Maleachi, dessen Reden auf der einen Seite den Geist des reinsten und erhabensten Monotheismus und auf der anderen Seite den Geist des engherzigsten jüdischen Partikularismus atmen.**) Aber das sind immerhin Ausnahmen. Im großen und ganzen laufen beide Linien deutlich unterscheidbar neben einander her, ohne in einen trüben Strom zusammen zu fließen.

Am deutlichsten macht sich der jüdische Partikularismus in den Büchern Esra und Nehemia und in der Chronik geltend, ferner in einer Anzahl von nationalen Psalmen, besonders in den aus der Makkabäerzeit stammenden,***) und vor allem, und zwar hier in geradezu abstoßender Weise, in dem Buche Esther, das darum ja auch bereits den kräftigen Widerwillen Luthers in so hohem Grade hervorgerufen hatte. Natürlich fehlt es auch in diesen Büchern — abgesehen von dem Esther-Buche, das ja überhaupt keine direkten Aussagen über Gott enthält, wenn freilich auch um so mehr indirekte — nicht an Stellen, die ein rein monotheistisches Bekenntnis enthalten, aber der monotheistische Gedanke hat in diesem ganzen Literaturkreis, in dem die Beziehung Jahves zur Welt und zur Menschheit durchaus hinter die spezielle Beziehung dieses Gottes zur Judenschaft zurücktritt, doch nur eine rein theoretische Bedeutung. Ein besonders deutliches Beispiel dafür ist das Gebet Esras in in Neh. 9, 6 ff., das zwar mit einem wirklich schönen und erhabenen monotheistischen Bekenntnis anhebt, aber im übrigen doch durchaus einen, durch ethisch-prophetischen Geist allerdings etwas gemilderten, partikularistischen Geist atmet. Und wenn sich in den Büchern Esra und Nehemia und in der Chronik zuweilen die durchaus monotheistisch anmutende Bezeichnung Jahves als des „Gottes des Himmels" findet (vgl. II. Chron. 26, 23, Esra 1, 2; 6, 10; 7, 12. 21. 23), so ist das bezeichnenderweise meist gerade an Stellen der Fall, in denen Edikte persischer Könige wiedergegeben oder nach ihrem Hauptinhalte reproduziert werden. Auch Nehemia, der als hoher persischer Hofbeamter um persische Art und Sitte Bescheid wußte, bedient sich in seinen Memoiren hin und wieder derselben Bezeichnung, so Neh. 1, 4; 2, 4 usw. Wo dagegen der jüdische Schriftgelehrte Esra von Jahve redet, da bezeichnet er ihn als „Gott unserer Väter", als „Gott Israels" oder „als unseren Gott", vgl. z. B. Esra 7, 27; 9, 4. 8 ff., und ebenso redet der Chronist, von dem die referierenden Bestandteile des Esra-Nehemia-Buches (im Unterschied von den biographischen Stücken) zu einem guten Teile herrühren, von Jahve gewöhnlich als von dem „Gotte Israels," (Esra 3, 2; 4, 1. 3; 5, 1; 6, 14 u. ö.).

Eine gute Portion partikularistischer Stimmung mischt sich auch in die prinzipiell monotheistische Gottesvorstellung der nachexilischen Propheten, die darin hinter ihrem großen Vorgänger Deuterojesaias weit zurückbleiben. Für die Völker und Heiden haben sie jedenfalls im allgemeinen kein offenes Herz. Vielfach sehen sie in ihnen wieder Objekte des Gerichts, nur mit dem Unterschiede, daß sie das Gericht jetzt nicht nur über einzelne Völker, sondern mit Vorliebe über die gesamte Heidenwelt, deren Zusammenbruch das Vorspiel für den endlichen Triumph Israels bilden soll, verkünden, vgl. z. B. Joel 4, 1 ff., Obadja V. 15, Sach. 12, 1 ff. Nur selten bleibt dabei für die Heiden, die dem

*) Vgl. Ps. 2 und 110.

**) Vgl. z. B. Mal. 1, 11; 2, 10, und dagegen Mal. 2, 11 f.

***) Vgl. z. B. Ps. 44, 59, 60, 68, 69, 94, 137 u. v. a.

Gerichte entgehen, eine Hoffnung übrig (Sach. 14, 16 ff., Zeph. 3, 9), für das verhaßte Edom und Babel ist eine solche Hoffnung schlechthin ausgeschlossen (Obadja V. 1 ff, Mal. 1, 2 ff., Jer. 50 f.). Eine so schöne, weitherzige Erwartung wie Jes. 19, 23—25 steht ganz vereinzelt da. Aber auch dort, wo der monotheistischen Idee die universalistische Konsequenz gegeben wird, wie bei Haggai und Sacharja, oder genauer bei dem Verfasser von Sach. 1—8, können wir der Art, in der dies geschieht, nicht recht froh werden. Wenn es z. B. Sach. 8, 23 heißt, daß es geschehen werde, daß immer zehn Männer aus allen Sprachen der Nationen je einen Juden beim Rockzipfel ergreifen und ihm sagen werden: „wir wollen mit euch ziehen, denn wir haben gehört, daß Gott mit euch ist", so ist darin ein recht unangenehmer Zug jüdisch-partikularistischen Hochmutes und eine recht äußerliche Auffassung der Religion nicht zu verkennen. Wie weit höher steht da doch ein Deuterojesaias, der erwartet, daß Israel mit seiner überzeugenden Predigt von dem wahren Gott der Heidenwelt nachgehen und ihr durch sein moralisches Vorbild einen Begriff von der wahren Religion beibringen und dadurch Lust machen werde, Bekenner dieser hohen Religion zu werden. Mit nicht weniger gemischten Gefühlen stehen wir auch einer Stelle wie Hagg. 2, 6 ff. gegenüber, in der Haggai die Erwartung ausspricht, daß Jahve bald Himmel und Erde erschüttern und alle Völker in Erregung bringen werde, damit diese Völker ihre Kleinodien und Reichtümer nach Jerusalem bringen und den neugebauten Tempel damit ausschmücken sollen, damit dieser noch herrlicher werde als der frühere, von Salomo gebaute. Und wenn er dann hinzufügt: „Mein ist das Silber und mein ist das Gold, ist der Spruch Jahves der Heerscharen", so kann man sich in der Tat des Eindruckes nicht erwehren, daß es dem Jahve des Haggai nicht um das Heil der Heiden und um den Besitz von Menschenseelen, sondern einzig und allein um den Besitz ihrer Reichtümer und Kleinodien zu tun ist. Noch überboten wird diese Erwartung Haggais durch die eschatologische Weissagung in Jes. 60, die ebenfalls in dem Gedanken an die Reichtümer der Völker und die Herrlichkeiten der ganzen Welt schwelgt, und in V. 11 die grotesk unbescheidene Erwartung ausspricht: „Deine Tore, Jerusalem, werden beständig offenstehen und selbst bei Nacht nicht geschlossen werden, damit man die Güter der Völker zu dir hereinbringe samt ihren Königen im Zuge". Daran reiht sich dann würdig die Erwartung, daß die fremden Völker mit samt ihren Königen, nachdem sie ihrer Güter sich begeben haben, Israel Sklavendienste leisten sollen d. h. ihre Heerden weiden, ihre Äcker bestellen, ihre Weinberge bebauen und pflegen, und die noch in Trümmern liegenden Städte und Mauern wieder aufbauen, während Israel als priesterliches Schmarotzervolk die Güter der Gojim genießt und in ihren Reichtum eintritt (Jes. 60, 10; 61, 6). Wie geradezu widerwärtig muten einen diese von nationalem Eigendünkel und Größenwahn diktierten Weissagungen und Erwartungen an!

Jena. Prof. D. Baentsch.

## Kirche und Sozialdemokratie.

II.

Ich frage mich nun zuerst: Was haben die Kirchenregimenter zu tun? Die Kirchenregimenter haben zu sorgen 1) für eine vorurteilslose, wissenschaftliche Unterweisung ihrer Geistlichen evt. der Lehrer in der sozialen Frage! Meine Herrschaften! Wir müssen zuerst die Sozialdemokratie kennen, wenn wir sie bekämpfen wollen. Das ist etwas so selbstverständliches, daß ich mich beinahe geniere, es zu sagen. Aber, entschuldigen Sie: ich möchte wirklich so die einzelnen Herren und Damen, die hier sitzen, vor die Frage stellen, ob sie den Unterschied zwischen Kollektivismus und Kommunismus überhaupt kennen, ob sie von sozialdemokratischen Schriften etwas anderes gelesen haben, als ein paar Schauderdinge, die der Sozialdemokrat echten Stils überhaupt nicht liest! Es ist sittlich, einen Gegner nur dann zu bekämpfen, wenn man ihn kennt. Und es ist keine verlorene Zeit, die man auf die Kenntnis des Sozialismus verwendet. Es ist auch nicht bloß Sport und Laune von mir. Ich will Ihnen ganz ehrlich und offen sagen, daß nicht nur Predigt und Seelsorge, sondern daß das ganze philosophische und geschichtliche Denken unendlich viel gewinnt aus einer gründlichen Auseinandersetzung mit diesen Fragen, vor die uns der theoretische Sozialismus der Moderne gestellt hat. Wie viele unter Ihnen haben ein einziges Mal Herkners Buch: „Einleitung in die Arbeiterfrage" gelesen? Ich bestreite jedem das Recht, in einer sozialdemokratischen Versammlung mitzureden, der das nicht kennt. Es gibt sogenannte minimale Kenntnisse, und diese minimalen Kenntnisse — ich bin ein junger Kerl und nachher können die Alten auf mich einschlagen — muß man von jedem fordern, der opponieren will. Wir haben die sittliche Verpflichtung, den Gegner wirklich zu kennen und kennen lernen zu wollen. (Bravo!) Und ebenso auch das Kapital und den Kapitalismus. Wie viel sentimentales Gerede hören wir in unseren Reihen! Wie wenig wirkliche Kenntnis der kolossalen Kraft und der großartigen Leistungen des Kapitalismus ist in unseren Reihen zu Hause. Ich möchte gar nicht, daß einer, der nicht wirklich sich mal hineinvertieft hat in diese Welt modernen kapitalistischen Treibens, ohne weiteres sofort sich auf Vereinsgründungen und ähnliche Dinge stürzte. Wir haben auch in sozialem Eifer viel gefehlt. Wir haben da manchmal in recht guter Meinung und in sprudelndem Eifer übers Ziel hinausgeschossen. Denn das Eine gibt einem ja schon zu denken, daß die ganze moderne Arbeiterbewegung an der Entwicklung des Kapitalismus hängt, und daß die ganze moderne Arbeiterbewegung — auch in ihrer gesamten gesteigerten Lebenshaltung — ohne Kapitalismus bis heute undenkbar ist, daß alle jene Elendesten unter den Elenden verschwunden sind infolge der Aufwärtsbewegung der kapitalistischen Volkswirtschaft. Wir müssen uns wirklich hineinleben in diese Welt des Kapitalismus und die großartigen Leistungen anerkennen, die er nicht nur in materieller, sondern auch in geistiger Hinsicht ermöglicht hat. Eben deshalb genaue und vorurteilslose Kenntnis!

Ich habe gesagt, die Kirchenregimenter haben zu sorgen für soziale Unterweisung. Es ist eine bedenkliche Forderung; denn es steigt drohend die Frage auf, ob die Vorbedingung überhaupt an diesen Stellen erfüllt werden kann. Vorurteilslos! Davon hängt alles ab. Wenn wir von einem ganz bestimmten Gesichtspunkt aus hineingejagt werden in die Verurteilung der Sozialdemokratie oder des Kapitalismus, dann wirkt die ganze Unterweisung gefährlich. Was not tut, ist auch hier Wahrhaftigkeit, und diese Wahrhaftigkeit, um die wollen wir kämpfen und wollen unseren Kirchenregimentern sagen, daß sie solche Dinge, wie den evangelisch-sozialen Kongreß unterstützen müßten ohne jeden Vorbehalt, und daß alle solche Veranstaltungen, die in dieser Richtung liegen und die nicht bestimmten christlich-sozialen Parteizwecken dienen, unterstützt werden müssen. Es bleibt immer die wichtigste Sache: vorurteilslos und unparteiisch sonst hat alles keinen Wert.

2) Die Kirchenregimenter haben ihren sozialen Pastoren Bewegungsfreiheit zu geben, sie sollen dieselben nicht nur dulden und ertragen — das Ertragen ist ja manchmal gegenseitig! (stürmische Heiterkeit) —, sondern anerkennen! Ich besinne mich immer auf die Tatsache, daß unsere Kirche doch Massen-Kirche ist und daß es gar keine Kirche gibt ohne die Massen. Und wenn die Kirche Massenkirche ist, so glaube ich, daß wir aus der Masse heraus noch selten Stimmen gehört haben, die sich gegen soziale Pastoren wenden; ebensowenig wie wir's hörten von wirklich Gebildeten, auch nicht von unseren gebildeten Kaufleuten und gebildeten Bankiers, — wir hörten's von

Parvenus, von solchen, denen die Sache unangenehm ist! (Heiterkeit). Aber um dieser Dinge willen brauchen wir uns wirklich den Charakter der Massenkirche doch nicht verderben zu lassen. Ich habe mir ernstlich die Frage vorgelegt: „Was ist eigentlich ein sozialer Pastor?" Das ist nun nicht so leicht zu sagen, aber ich denke, ein sozialer Pastor ist der, der ein Herz hat voll flammender Begeisterung für die Gerechtigkeit, und der zugleich einen klaren Blick besitzt und eine klare gründliche Kenntnis erwirbt von den wirtschaftlichen Zusammenhängen!

Die Kunst, dies beides zu vereinen, macht den sozialen Pastor aus. Es werden meistens die beiden Sachen verteilt sein, die enthusiastische Stimmung hier und das nationalökonomische Wissen dort, und das schadet auch nichts. Ich meine doch wahrhaftig, eine Kirche, die 1800 Jahre hinter sich hat, sollte nicht so ärmlich klein denken, daß sie eine Hand voll sozialer Pastoren nicht ertragen könnte! (Bravo!)

Ich schwärme nicht für Arbeiterpfarrer als Spezialisten, die bloß für Arbeiter zu wirken haben und bloß von Arbeitern zu hören wären. Das wünschte ich ebensowenig, wie ich im Kapitalistenpfarrer eine erfreuliche Erscheinung begrüße. (Heiterkeit.) Weder dies, noch jenes! In diesem Gebiet hängt ja unendlich viel ab von dem Wörtchen, das klein aber schwer ist: Takt! Wir wollen nur den Takt nicht einseitig von den Pastoren fordern, sondern wir möchten denselben Takt erwarten von solchen, von denen die Existenz der Pastoren abhängt! (Bravo!)

Endlich 3.) Die Kirchenregimenter haben zu sorgen für eine vorurteilslose, weitblickende Apologetik.

Verehrte Versammlung! Wir leben in der Zeit der apologetischen Vorträge und Kurse, und alles will apologetisch und noch einmal apologetisch wirken. Aber wenn man die Art der Apologetik näher untersucht und mal genauer hinsieht, so meine ich, es ist wirklich oft jammerschade, was als kirchliche Apologetik denkenden Frauen und denkenden Männern angeboten wird. Es ist wirklich schwer, eine gute Apologetik in Vorträgen zu treiben und gründlich apologetisch zu schreiben. Daß hier absolute Bewegungsfreiheit das einzige ist, was der Apologetik ihren Erfolg garantieren kann, das steht für mich außer Frage. Wir können nicht im einzelnen beschreiben: dies ist gut und dies ist nicht gut, sondern es muß grundsätzlich der Apologetik die Fessel weggenommen werden, daß man ihr nicht vorschreibt, auf das mußt du unter allen Umständen herauskommen und wenn du dort nicht herauskommst, ist es nichts. Die Apologetik will sicherlich auf einen bestimmten Zweck hinarbeiten; sie will für religiöse Fragen Interesse wecken. Sie ist fruchtlos, wo ihr jedes Mittel recht ist und wo sie fertige Anschauungen über die höchsten Fragen aufnötigt, statt den Ernst der Fragestellung selbst zu pflegen. Innerhalb unserer protestantischen Vereine müssen wahrhaftige und offene Aussprachen über dasjenige herbeigeführt werden, was wissenschaftlich und kirchlich uns interessiert, und wenn wir hier volle Freiheit haben, so liegt darin schon eine apologetische Tat. So man vertraut der Wahrheit der eigenen Sache.

Neben den Kirchenregimentern reden wir von den Pastoren. Lassen Sie mich darüber nur ganz kurz sprechen. Im Unterricht an den Kindern hat der Pastor sich unendlich zu hüten vor dem Verletzen des Kindesgemütes durch das Wort „Sozialdemokrat". Die Väter unserer Kinder in Industriestädten sind zum größten Teil Sozialdemokraten, oft recht tüchtige und ehrliche Arbeiter, und wenn sie das nicht sind, dann ist es für das Kind noch schlimmer, wenn der Pfarrer im Konfirmanden- und Religionsunterricht die Sozialdemokratie und den sozialdemokratischen Vater herabsetzt. (Sehr richtig!) Wir können den Kindern für ihr späteres Leben im Unterricht viel geben, indem wir viertes, sechstes und siebentes Gebot unter sozialen Gesichtspunkten behandeln, patriarchalische Gedanken ausscheiden, nicht das Wort „sozial" in den Mund nehmen, aber uns selbst vorher auf der Studierstube jene Grundzusammenhänge, die in diesen Geboten berührt sind, klar machen, in der Seelsorge die Arbeiter als mündige Menschen behandeln; denn die Arbeiter wollen nicht mehr bevormundet sein und eine große Massenbewegung, die es fertig gebracht hat, allüberall sich Achtung und Geltung zu verschaffen, hat auch wirklich ein Recht darauf. Die Leute sind zum mindesten gerade so mündig, wie manche von unseren Herren Studenten, die für sich große Bewegungsfreiheit verlangen und die bis dahin manchmal noch nicht das nötige ABC der Volksbewegung kennen. (Zustimmung.)

In der Vereinsarbeit Beschränkung! Ich weiß, daß ich damit vielleicht vielen von denen, auf deren Urteil ich viel Gewicht lege, zu nahe trete; aber ich habe die Empfindung, als ob wir in eine Zeit hineingeraten, in der die Pastoren nichts gelten, wenn sie nicht Vereinsmeier sind, in der wir nichts zu tun haben, als zu schreiben für Jungfrauen-, Jünglingsvereine, Frauenvereine usw. Sie mögen alle zurecht bestehen. Das bestreite ich nicht. Aber ich habe eine große Bitte. Liebe „Laien!" Helft uns doch die Technik des Vereinslebens abnehmen. Der Pastor hat nach meiner Überzeugung gerade in der jetzigen sozial bewegten Zeitströmung viel wichtigeres zu tun, um mit allem geistigen Leben auf dem Laufenden zu sein, will er ein Führer und Berater seiner Gemeinde bleiben. Will er das, so kann er es nur, wenn er Zeit hat zu lesen, wenn er nicht durch kleinliche und allerkleinste Dinge, die geschehen müssen, aber nicht notwendig durch ihn geschehen müssen, die Zeit weggestohlen bekommt. (Sehr richtig!) Hier ist ein großes Gebiet, wo Laien mithelfen können. Aber es darf natürlich nicht so sein, daß der Pastor selbstherrlich regiert und der Laienarbeit seine Gesetze vorschreibt — dann wäre die Sache schlimmer; sondern diese Laienkräfte sind die Gleichberechtigten und als solche wollen wir sie begrüßen. In diesem Sinne Beschränkung des Vereinslebens! Im stillen hoffe ich immer noch, daß bald die Zeit kommen wird, wo man wieder Freude gewinnt an freier Darbietung geistiger Gedanken in losem Zusammenhang, wo man die straffen Organisationen satt bekommt und weite frische Bewegung ihr Recht begehrt, und wo wieder jenes Bild von Thoma Wirklichkeit wird: der Säemann, der hinausgeht, der nicht umherschaut, weder hinauf zum Himmel, noch hinunter auf die Scholle, sondern der vorwärts und geradeaus geht und den Samen fröhlich streut und denkt: es wird mal wachsen! Auch auf die Gefahr hin, daß vieler Samen verloren geht.

In der Predigt Vermeidung jeder sozialen Technik! Die sozial-technischen Fragen gehen uns auf der Kanzel gar nichts an, und auch sozialdemokratische Zuhörer wollen, wenn sie in die Kirche kommen, nichts von technischer Sozialpolitik und sozialer Technik hören. Es ist eine sehr gewagte Sache, über direkte sozial-ethische Probleme, etwa Arbeit, Frauenfrage u. dergl. zu predigen, obwohl es manchmal recht gut gelingt und gelingen kann. Aber was ich mir für die Predigt wünsche, das ist, daß wir endlich mal wieder hineingreifen in das Evangelium, d. h. die frohe Botschaft! Mit anderen Worten: Wonach sich allmählich wieder Millionen sehnen, das ist Glück, Glück für ihr Herz! Und das ist das schlimme an der Kirche, daß sie die Glücksbotschaft zerfasert und zerstückelt hat (Bravo!), daß wir nicht mehr den Mut haben, hineinzugehen in die Welt und Glück und Liebe und Frieden und Seligkeit zu verkünden, daß der ganze erste Abschnitt der Bergpredigt vergessen und vergraben ist, und daß wir nicht mehr die Fähigkeit haben, die Leute fröhlich zu machen und ihnen zu sagen: ja, ihr seid zum Glück bestimmt und unsere Kirche will nichts anderes als Glück verbreiten und euch fehlt's nur an dem Mut zum Glück, und diesen Mut zum Glück müssen wir gewinnen und müssen uns nicht durch dogmatische Voraussetzungen und alle möglichen Bedingungen, die wir vor und hinter das Glück stellen, das Tor wieder verschließen lassen, das hineinführt zur friedvollen

Fröhlichkeit, in der unser Herz leben kann. (Lebhafter Beifall.) Auch der Arbeiter hat heute in den großen wirtschaftlichen Kausalzusammenhängen drin zu leben; er weiß sehr genau und wir wissen's auch, daß alles im Kausalzusammenhang drin steckt. Aber innerhalb dieser Notwendigkeit da schlagen Herzen und die wollen wieder ans Licht und wer dem auch nur stammelnderweise, auch in unbeholfenster Weise zum Ausdruck verhilft, der wird finden, er füllt die Kirche wieder, er füllt sie nicht blos mit Frauen — entschuldigen Sie dieses „bloß"; ich weiß sehr wohl, daß denkende Frauen nicht bloß Frauenpredigten wollen! —, sondern auch mit Männern. Wir müssen wieder Männern predigen wollen, denkenden Männern! Und das wird uns gelingen, wenn wir frisch hineingreifen in die geistigen Kleinodien unserer Religion, die aus der Gesamtentwicklung unserer Kirchengeschichte hervorblitzen; wenn wir sie unter diesem Gesichtswinkel betrachten, daß sie allen Menschen Glück bringen wollten, nicht irgendwelche Forderungen und Gesetze stellten, sondern Geschenke brachten, dann haben wir die Herzen für ewige Gedanken gewonnen. (Lebhafter Beifall.)

Endlich als Bürger hat der Pastor die volle Bewegungsfreiheit zu verlangen, die jedem Bürger zukommt. Ich meine, wir imponieren unseren Leuten in der Gemeinde gar nicht, wenn wir unsere bürgerlichen Rechte nicht genau so beanspruchen, wie wir unsere Steuern bezahlen. Da gilt es nicht, bescheiden zu sein. Der Pfarrer hat genau so seine bürgerlichen Rechte zu wahren. Daß er Parteimann sein sollte: nein! Aber auch Parteileute dürfen niemals ausgeschlossen sein, so wenig man „konservative" Pastoren beanstandet hat. Innerhalb der einzelnen Gemeinde würde ich selbstverständlich für jeden Geistlichen es nicht für richtig halten, wenn er in Wahlkämpfen direkt politisch auftritt. Das gilt aber nicht bloß für böse nationalsoziale Pastoren, sondern das gilt auch für die nationalliberalen (usw.) Pastoren! (Zustimmung.)

3) Die Kirchenvertretung. Die Kirchenvertretungen haben vor allen Dingen ihre eigene Finanzverwaltung zu revidieren. Das sind Dinge, die außerordentlich kompliziert liegen. Ich nenne nur drei. Wir handeln in unseren Presbyterien mit, kaufen Grundstücke an, tauschen Grundstücke aus. Ich darf nur dieses Wort „Grundstücke" in den Mund nehmen und mir die Gestalt eines Damaschke vorstellen, hineintretend in eine Presbyteriumsversammlung, und Sie werden sofort die ganze Dissonanz empfinden, freilich auch die ganze Schwierigkeit der Sache. Denn die Gelder, die zu verwalten sind, sind Gemeindegelder, und ich verkenne die Schwierigkeit der Situation keineswegs. Aber es ist doch notwendig, daß die Kirchen in ihren eigenen Versammlungen sich gründlich und gewissenhaft über diese Dinge klar werden. Submission. Wir bauen eine Kirche. Man kann merkwürdig angesehen werden, wenn man verschiedene soziale Forderungen in Beziehung auf das Submissionswesen vertritt. Man erwartet es nicht, daß ein Pastor auch mal über Mittelpreisverfahren nachdenkt. Wie viel soziale Probleme stecken in unserer kirchlichen Verwaltung! Unterstützung des Tarifes bei Buchdruckern! Ich habe wirklich bedauert, daß staatliche Verwaltungen oft christlicher sind, als manche kirchliche Verwaltung. Staatliche Verwaltungen haben ausdrücklich durch Erlaß bestimmt, daß ihre Drucksachen nur dort gedruckt werden sollen, wo der Buchdruckertarif anerkannt ist. Meines Wissens sind es wenige Konsistorien, welche die gleiche Verfügung gewagt haben. Das sind nur drei Dinge, die Ihnen zeigen können, auch von hier aus ist es möglich, sich zu besinnen. Ich bin kein Stürmer und Dränger, aber ich verlange, daß man solche „Kleinigkeiten" nicht auf die Seite schiebt, denn dadurch kommen wir in den größten Widerspruch mit unseren Predigten und mit dem, was wir sonst vertreten.

Möglichste Berücksichtigung des Arbeiterstandes, auch in der kirchlichen Vertretung.

Sie ist gestern schon verschiedentlich gefordert worden. Ich möchte nur die Schwierigkeiten hervorheben. Zeit gehört dazu, genauer: Geld, um die Sitzungen mitzumachen, und deshalb habe ich mich besonnen, ob es nicht vielleicht ehrlicher wäre in unserer Zeit, den ehrenamtlichen Charakter unserer Kirchenvertretung zu beschränken und mit diesem ehrenamtlichen Charakter zu brechen, der uns vielleicht manchmal zum Hemmschuh werden kann. Ob man nicht zu dem ja scheinbar brutalen, aber auch erlösenden Geld greifen und solche Stellen dienstlich bezahlen sollte? — Und endlich muß es ja kommen zu einer Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche. Diese Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche wird nicht ausbleiben. Denn so wie die Sache jetzt liegt, wird mancher von Ihnen in den sozialdemokratischen Versammlungen sich sagen lassen müssen: ihr seid ja die bezahlten Pastoren von Staats Gnaden und von wessen Geld ich lebe, deß' Lied ich singe! — Das kann auf die Dauer unerträglich werden. Eine gewisse „Entstaatlichung" der Kirche — freilich nicht in der Linie der Freikirche, welche den geistig rückschrittlichen Elementen größere Herrschaft bringen könnte, als die staatskirchliche Entwicklung. Jedenfalls muß gerade von protestantischen Grundsätzen aus das Vertrauen in die eigene religiöse Kraft mehr wachsen und wagen.

Endlich, und darauf lege ich den Hauptwert — alle diese Dinge sind Details und sind klein, sie tragen höchstens unterstützenden Charakter —, die Hauptsache ist, daß die kirchliche Gesamtstimmung eine andere wird!

Die Kirche muß wieder wahrhaftig werden, in sich selbst wahrhaftig sein, wissenschaftlich wahrhaftig und religiös wahrhaftig! Wir besitzen das Vertrauen von Tausenden und Millionen nicht mehr. Warum nicht? Weil die Kirche sich geweigert hat, wissenschaftliche Wahrheiten anzuerkennen, die heute jede Zeitung in die entferntesten Winkel trägt, weil wir manchmal Scheuklappen haben und denken, die Leute wüßten nicht mehr, was Naturwissenschaft und Kultur uns gebracht haben, weil man meint, wir könnten uns gewissermaßen absperren und die, die zu uns halten, auf die Seite nehmen und zu ihnen sagen: nein, es ist doch nicht so! Das ist der Grund für den Verlust vieler Tausende von Männern. Wenn wir in unserer Kirche wieder wahrhaftig werden, wahrhaftig vom Scheitel bis zur Zehe und alles, was wahr ist, anerkennen und mag es noch so krumm und unangenehm kommen, so werden die Leute wieder Vertrauen haben und sagen: Gott sei dank, es gibt noch einen Platz in der Welt, wo die Wahrheit etwas gilt und man offen und rückhaltlos zu ihr steht. Als Massenvertretung verlangt die Kirche Gerechtigkeit! Ja, meine Herren, die katholische Kirche ist in mancher Beziehung viel weiter gegangen im Schutz der Gerechtigkeit und im Kampf ums Recht, wie wir. (Sehr richtig!) Das waren in ihr lebendige Kräfte, die ihr Halt im Mittelalter gaben, und es ist ein Jammer, daß ein christlicher Mann, daß ein Mitglied der Kirche sich im Kampfe um die Gerechtigkeit übertreffen lassen soll von einem, der außerhalb der Kirche steht; wenn es soweit gekommen ist, daß die Kirche nicht mehr das sein soll: der Hort der Unterdrückten und die Schutzwehr der Armen, dann ist sie als Massenkirche verloren und wird zur Theologengemeinschaft. Wir müssen wirklich einmal mit mancher Gewohnheit brechen und laut sagen: der Kampf um das Recht, das ist es, was gerade die Kirche mit ihrer ganzen Macht zu unterstützen hat.

Endlich, und in letzter Linie: Die Kirche muß sich verbinden mit den Mächten des Fortschritts!

Wenn die Kirche reaktionär wird, dann hat sie gerade ihre besten Elemente verstoßen. Heute morgen haben Sie's von den Jugendvereinen gehört. Es ist bestritten worden, aber es ist wahr: die beste, begabteste Jugend, die geht uns verloren! Und warum geht sie weg, warum sucht sie anderswo etwas? Weil sie den unklaren, nach meiner Anschauung großenteils richtigen Instinkt hat, daß der größte Teil der kirchlichen Mächte heutzutage nach rückwärts gerichtet ist. Und das will die Jugend nicht und das will, gottlob, auch das Alter nicht, wenn es jung bleibt! Die Kirche hat, um ihres Lebens willen, den Bund mit den

fortschrittlichen Mächten einzugehen, sonst wird sie später die Zeche bezahlen müssen. Die Religion ist stets die Macht der Zukunft und sie geht unter, wo sie sich konservativ einkapselt! Dann helfen alle kleinen Reformen nichts.

Als ich zuerst nach Dortmund kam, ging ich die ersten Abende ängstlich aus meinem Hause heraus, weil ich oben am Himmel flammende Röte bemerkte. Ich meinte, es müßte der größte Brand in der Stadt wüten. Ich merkte bald, daß das nichts anderes war, als die zuckenden Flammen von dem großen Werken her, wo Stahl erzeugt wird. Dort zuckt das Flammenmeer in prächtigem Farbenspiel zum Himmel. Ich wollte nach der Feuerwehr rufen. Es war unnötig. Wir sehen auch jetzt in unserem Volke wieder einen großen Flammenschein am Himmel und es zuckt und es flammt, und manche rufen nach der Feuerwehr. Das hat keinen Wert. Dort soll Stahl gemacht werden und sehen wir nur zu, daß wir auch dabei sind und daß wir nicht weggedrängt sind, ehe es zu spät ist!

Pfarrer Lic. Traub.

## Ernst Haeckels „Lebenswunder".

3.

Noch auf einen zweiten Punkt wollte ich hinweisen, der ebenfalls an sich von weittragender Bedeutung auch für die religiöse Weltanschauung sein dürfte. Der Haeckelsche Monismus hat es darauf abgesehen, die Welt als einen großen Mechanismus zu verstehen. Alles soll sich lediglich auf Molekular-Strukturen, Atomverhältnisse und mechanische, chemisch-physikalische Kräfte zurückführen lassen. Damit wird für den Monismus Gott aus der Welt geschafft, in der er nur gespenstisch für Unweise und Toren noch sein Wesen treibe. Diese monistische Weltanschauung stößt nun aber auf eine große, scheinbar wenigstens unüberwindliche Schwierigkeit, die Tatsache der organischen Lebenswelt. Zwischen dem Anorganischen und Organischen scheint ein so tiefer Graben zu liegen, daß nur ein Gott hinüberhelfen kann. Niemals sehen wir „von selbst" neues Leben entstehen. Anerkannt gilt in der Naturwissenschaft auch heute durchweg als Erfahrungssatz: Alles Leben stammt vom Leben, ja jede Zelle von einer Zelle und sogar jeder Zellkern von einem Zellkern (vergl. „Lebenswunder" S. 220). Der Zoologe Hertwig, einst Schüler Haeckels, stellt sogar fest, die Kluft zwischen dem Anorganischen und Organischen sei für uns in demselben Maße tiefer geworden, als sich unsere physikalische und chemische, unsere morphologische und physiologische Erkenntnis vertieft habe. Naturforscher wie Reinke sprechen an diesem Punkte daher ganz unverhohlen ihre Überzeugung aus, daß hier die Annahme eines schöpferischen Aktes unumgänglich sei. Naturforschung und religiöser Glaube reichen einander an diesem Punkte die Hand, was trotz Friedrich Lipsius' Kritik der theologischen Erkenntnis nachdrücklich zu betonen ist. Für den „Monismus" bleibt hier als einziger Ausweg nur die Annahme einer „Urzeugung" übrig. Früher suchte man denn auch eifrig im gegenwärtigen Naturgeschehen nach Beispielen und Beweisen für die Urzeugung. Seit einem halben Jahrhundert ist man wohl allgemein von der Vergeblichkeit solcher Bemühungen überzeugt und selbst Haeckel zieht sich darauf zurück, vor Jahrmillionen einmal sei unter besonderen äußeren Bedingungen irgendwo auf Erden durch Urzeugung, also „von selbst", d. h. auf rein mechanischem Wege organisches Leben entstanden, wie denn das Leben nichts anderes sei als ein außerordentlich künstlicher und verwickelter Mechanismus, und wie in allen organischen Wesen auch nur chemische und physikalische und keine anderen Kräfte außerdem wirksam seien.

Unter diesen Umständen legen nun die „Lebenswunder" ein ganz besonderes Gewicht auf die von Haeckel selbst entdeckten und 1866 zuerst beschriebenen „Moneren". Im IX. Kapitel geht der Verfasser sehr ausführlich auf diesen Gegenstand ein. Worauf es ihm dabei ankommt ist dieses, eine Lebensform zu konstatieren, die von rein chemischen Naturvorgängen sich möglichst wenig unterscheidet, um so doch einigermaßen die Brücke zu schlagen vom Anorganischen zum Organischen. Denn dazu eben scheinen ihm die „Moneren" außerordentlich geeignet zu sein. Er beschreibt sie als strukturlose Plasmakörper. In ihrer einfachsten Form sollen sie noch „keinerlei Organisation" besitzen (S. 238). Am wichtigsten seien die Chromaceen. „Sie leben noch heute über die ganze Erde verbreitet, teils im Süßwasser, teils im Meere. Viele Arten bilden blaugrüne, violette oder rötliche Überzüge von Felsen und Steinen, Holz und anderen Gegenständen. In diesen dünnen, gallertartigen Platten liegen Millionen von kleinen, gleichartigen Cytoden (Plasmaklümpchen in Kugelform) dicht neben einander" (S. 223). „Viele von ihnen sind von einer dünnen Membrane oder einer dickeren Gallertmasse schützend umgeben" (S. 222). Die Bildung der Membrane lasse sich als ein rein physikalischer Prozeß auffassen, durch Oberflächenspannung bedingt. Die Gallertbildung entstehe ebenfalls durch einen einfachen physikalischen (bezüglich chemischen) Vorgang. Doch fügt Haeckel darüber keine nähere Angabe hinzu (S. 226). Die einzige wesentliche Lebenserscheinung sei ihre Selbsterhaltung und ihr Wachstum vermöge ihres vegetalen Stoffwechsels, der Kohlenstoff-Assimilation oder Plasmodomie. Dieser rein chemische Vorgang stehe jedoch auf gleicher Stufe mit der Katalyse organischer Verbindungen. Das Wachstum der Cytoden stehe auf gleicher Stufe mit dem physikalischen Prozeß des Krystall-Wachstums. Die Fortpflanzung der Chromaceen durch einfache Zweiteilung sei nichts weiter als die Fortsetzung dieses einfachen Wachstumsprozesses, der das individuelle Größenmaß überschreite. Alle übrigen „Lebenserscheinungen" erklären sich ebenfalls einfach durch physikalische, bezüglich chemische Ursachen auf mechanische Weise, keine einzige Tatsache spreche für die Annahme „vitaler Kräfte" (S. 226 f.).

Allein Haeckel selbst muß hinzufügen, daß einige seiner „Moneren" später als echte Zellen mit Zellkern erkannt wurden (S. 222). Von den meisten Biologen würden die Moneren ignoriert und beiseite geschoben. O. Hertwig bezweifle die Existenz von solchen kernlosen Zellen, ebenso Bütschli und viele andere Autoren. Und Reinke, der selbst den sicheren Nachweis kernloser Zellen bei Bakterien (Beggiatoa) geliefert habe, gehe auf ihre allgemeine Bedeutung gar nicht ein (S. 36).

Man sieht hieraus klar, daß es sich bei den „Moneren" wenigstens um wissenschaftlich noch nicht feststehende Dinge handelt. Und wenn Haeckel selbst erwähnt, daß langgestreckte Bakterien, welche den Chromaceen zunächst stehen, sich bei der Fortpflanzung stets der Länge nach teilen (S. 222), so scheinen doch selbst bei dieser einfachen Teilung „zugleich formbildende Lebenskräfte mit im Spiele" zu sein. Wären hier nicht formbildende und lebenerhaltende Kräfte mit im Spiele, so ließe sich die stets wiederkehrende Längsteilung, ja überhaupt eine solche Teilung, die jedesmals die Fortdauer des Lebens in beiden Tochterzellen verbürgt, nicht erklären. Unter diesen Umständen muß der Nachweis, daß zwischen den chemischen und physikalischen Erscheinungen auf anorganischem Gebiete und den Lebenserscheinungen einer echten Zelle die Chromaceen und Moneren in der Mitte stehen und die Brücke vom Anorganischen zum Organischen bilden, als mißglückt bezeichnet werden. Wäre der Nachweis aber auch geglückt, was man bei der allgemeinen Zurückhaltung der Naturforscher doch nicht annehmen kann, so bliebe Haeckel den weiteren doppelten Beweis, daß Chromaceen und sonstige Moneren sich durch Urzeugung gebildet hätten und daß von ihnen aus eine Fortentwicklung zur echten Zelle von selbst, rein mechanisch stattfinden könne und stattgefunden habe, durchaus schuldig.

Aus allem ergibt sich, daß die Hypothese der „Urzeugung" nach wie vor durch Tatsachen nicht wahrscheinlich gemacht werden kann, daß die Kluft vom Anorganischen

zum Organischen nicht überbrückt ist und daß wir hier nach wie vor dem Gedanken einer Schöpfung Raum zu geben ein Recht haben. Die religiöse Anschauung ist also durch die „Lebenswunder“ auch an diesem prinzipiell so bedeutsamen Punkte keineswegs erschüttert oder gar unmöglich gemacht worden.

4.

Einige merkwürdige Folgerungen, welche Haeckel aus seinem Monismus für das ethische Leben zieht, verdienen vielleicht, wenn auch nur zur Kennzeichnung dieser ganzen Anschauungsweise, eine besondere Erwähnung. Haeckel hat schon immer eine große Sympathie mit der Spartanersitte gehabt, schwächliche und verkrüppelte Kinder gleich nach der Geburt zu töten. Jetzt gewinnt er hierfür sogar einen Rechtsgrund, gegen den jedoch wohl nicht nur die „bösen Juristen“ allein protestieren dürften. Weil nämlich das Phronema, von dem wir oben eingehend sprachen, beim Neugeborenen überhaupt noch nicht entwickelt sei, so könne man die Tötung von neugeborenen, verkrüppelten Kindern vernünftigerweise gar nicht unter den Begriff des Mordes subsumieren. Vielmehr müßten wir dieselbe als eine zweckmäßige, sowohl für die Beteiligten als auch für die Gesellschaft nützliche Maßregel billigen (S. 22 f.). Wir bemerken dazu nur soviel, daß demnach die Tötung neugeborener Kinder überhaupt nicht unter den Begriff des Mordes fallen würde und daß vielleicht viele aus Zweckmäßigkeitsgründen dazu schreiten möchten.

Weiter meint Haeckel (S. 128 f.), man sollte den Selbstmord vernünftigerweise als Selbsterlösung bezeichnen und mit aufrichtiger Teilnahme christlicher Nächstenliebe betrachten. Der Selbstmörder sei in den meisten Fällen bemitleidenswert, aber nicht verächtlich, oder gar „sündhaft“ und strafwürdig. Ebenso sollte man unheilbare Geisteskranke und sonst schwer Leidende zu einem raschen, schmerzlosen Tode verhelfen.

Was hier vom Mitleiden christlicher Nächstenliebe auch den Selbstmördern gegenüber gesagt ist, werden wir gewiß ebenso gut unterschreiben wie das andere, daß unser Amt in solchen Fällen nicht das Richten sein kann. Daß es aber auch Fälle frevelhafter Preisgabe und Verachtung des Lebens gibt und daß oft auch hier schwere Schuld der Menschen vorliegt, das kann nur ein blinder Mensch leugnen wollen.

Die sonstigen naheliegenden Bedenken gegen solche Ethik brauche ich wohl nicht erst hervorzuheben. Jeder sieht sofort, daß damit zugleich unzähligen Verbrechen das Tor geöffnet sein würde. Aber vor allem, was ist das für eine weichliche „Ethik“, die nur den einen Gesichtspunkt kennt, möglichst alle Schwierigkeiten auf dem kürzesten und radikalsten Wege aus der Welt zu schaffen und dem einzelnen Menschen wie der Gesellschaft diejenigen ernstesten Proben zu ersparen, in denen Leidensmut, Tapferkeit und Ergebung einerseits und tragende, hütende Liebe andererseits ihre herrlichste Bewährung finden?!

Zum Schluß sei noch Haeckels Besprechung des apostolischen Glaubensbekenntnisses kurz erwähnt (S. 67 ff.). Nach den sattsam bekannten Mustern in Strauß' „Altem und neuen Glauben“ und Eduard v. Hartmanns „Selbstzersetzung des Christentums“ wird an der Hand dieses alten Symbolums, in welches ohne weiteres auch das ganze alte Dogma hineingelegt wird, der christliche Glaube ad absurdum geführt. Diese Methode sollte doch eigentlich abgetan sein. Sollten denn die zahlreichen Arbeiten wissenschaftlicher Theologie, die auf die Erforschung des ursprünglichen Christentums gerichtet worden sind, so ganz und gar ohne Eindruck auf die Bildung unserer Zeit geblieben sein? Sollte wenigstens nicht eine Ahnung dessen, was Harnack in seinem „Wesen des Christentums“ gesagt hat, auch der Seele des Jenenser Naturforschers sich genaht haben? Ist er in der Kenntnis dessen, was Christentum sei, nie über das hinausgekommen, was er als Knabe in einem extrem orthodoxen Konfirmandenunterricht gelernt hat? Fast scheint es so, wenn man auch in den „Lebenswundern“ wieder solchen Entgleisungen begegnet, die römische Kirche schreibe ihren Sakramenten (!) den character indelebilis zu! Aber können wir auch von Haeckel eine religiöse und theologische Belehrung nicht erwarten, so mag doch aufs neue diese seine Erörterung über das Apostolikum für die Kirche eine Mahnung sein, im Religionsunterricht und in der kirchlichen Verkündigung einfach das schlichte Evangelium in seiner herzgewinnenden Kraft und Wahrheit überall in den Vordergrund zu stellen? Die Losung müßte heißen: Zurück zum Neuen Testament, zurück zu den Evangelien und vor allem zurück zu der geschichtlichen Größe der reinen sittlichen und religiösen Person Jesu! Vielleicht werden wir, wenn diese Losung klar und bewußt aller Orten befolgt würde, in Zukunft nicht mehr zu klagen haben über solche unklaren und trüben Erscheinungen, wie es die „Welträtsel“, die „Lebenswunder“ und der ganze moderne „Monismus“ tatsächlich sind.

D. A. H. Braasch.

## Vom Büchertisch.

**Die Khevenhüller.** Epische Dichtung aus der Zeit der Gegenreformation Österreichs. Von Ludwig Jahne. Klagenfurt 1905. Verlag von Ferd. von Kleinmayr. 140 S.

Der protestantischen Bewegung im heutigen Österreich offenbar geistesverwandt läßt dieses volkstümliche Epos den Kampf und die Not der protestantischen Vorfahren wieder lebendig vor unseren Augen erstehen. Die Rollen, welche Bischof und Jesuiten einerseits und andererseits kärntische Edelleute, Bürger, Bauern, Bergleute in der Gegenreformation spielten, sind durch sprechende Typen und Züge dargestellt. Durch den anspruchslosen Volkston der Verse, die übrigens mannigfach zu poetischer Kraft sich erheben, wird das Interesse an der Erzählung selbst merklich gefördert.

P. Chr. E.

**Zur Dogmatik.** Sieben Abhandlungen aus der „Zeitschrift für Theologie und Kirche“. Von D. Julius Kaftan. Tübingen. — J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1904. 337 S.

„Den Intellektualismus zu überwinden ist eine der wichtigsten Aufgaben der Dogmatik in der Gegenwart“. Wenn ich, selbst Intellektualist und zugleich einer von denen, die der Verfasser Vertreter der „sogenannten“ liberalen Theologie zu nennen beliebt, hier den Rahmen einer einfachen Anzeige des vom Verlage freundlichst übersandten Buches überschreiten wollte, so müßte das notwendig zu einer fortwährenden gegensätzlichen Auseinandersetzung führen, die doch an dieser Stelle und in dieser Form nicht durchgeführt werden könnte. Ich glaube aber nicht, daß ich, auch wenn ich bei dem Verfasser von meinem Standpunkt aus etwa „kirchlichen Positivismus“ finden sollte, mich, wie er von solchen liberalen Kritikern meint (S. 129), für „jeder weiteren Kritik überhoben“ betrachten und ihn „ohne weitere Förmlichkeiten der Verachtung aller einsichtigen und aufgeklärten Leute preisgeben“ würde. Wie sollte man dazu kommen? Allerdings glaube ich, daß er dem Intellektualismus Unrecht tut, wenn er von ihm meint, daß er das Dogma als solches, d. h. als kirchlich geprägte Norm hervorgebracht habe. Wie in aller Welt sollte er eine Norm setzen, kraft deren der Wille ihn zwänge, gegen sich selbst etwas für Wahrheit anzunehmen? Die im Dogma enthaltenen Lehren hat der griechische Intellektualismus gebildet, aber die Prägung zum kirchlichen, normgebenden Dogma ist von anderen Mächten ausgegangen, von Mächten, die mir dem Voluntarismus näher zu liegen scheinen, den der Verfasser als seinen Standpunkt bekennt. Im übrigen und abgesehen vom prinzipiellen Gegensatz ist mir das Studium der sieben Abhandlungen (Das System. Der Vortrag. Dogmatik und Historismus. Mögliche Standpunkte. Schrift und Bekenntnis. Trinitätslehre und Christologie. Die Paulinische Predigt vom Kreuz Jesu Christi) in hohem Grade wert gewesen; man lernt nie mehr aus einem Buche, als wenn man sich mit dem Verfasser fortwährend und ernstlich auseinandersetzen muß. Die scharfe Bekämpfung des Historismus im dritten Abschnitt von B. ist sehr dankenswert und die Schilderung des Intellektualismus im folgenden Abschnitt (B. 4. 2) nicht minder. Es ist immer ertragreich, sich in dem Spiegel zu beschauen, den der Gegner einem vorhält. Als einzelnes sei hier nur bemerkt, daß bei Hervorhebung der Schwierigkeit, die dem Intellektualisten als Dogmatiker daraus erwachse, „daß der christliche Glaube auch geschichtlichen Inhalt hat“, mir übersehen scheint, daß nicht der Glaube im streng religiösen Sinne geschichtlichen Inhalt hat — wenigstens ihn nicht zu haben braucht, — sondern daß der Gläubige in geschichtlichem Zusammenhange steht, der bis zu dem Grundfaktum seiner Religionsgemeinschaft reicht. Aber dieses Grundfaktum ist nicht Gegenstand religiösen Glaubens, der vielmehr in der Grundidee wurzelt. Und wenn an anderer Stelle der Fall Adams einfach als geschichtliches Faktum behandelt und dann daran gezeigt wird, daß wo die Motive des Intellektualismus durchschlagende Bedeutung gewinnen, alles Geschichtliche doch nur Hülle und Einkleidung wird, so scheint das etwas pet. princ. zu sein, denn daß der Fall Adams kein geschichtliches Faktum ist, hat nicht der Intellektualismus verbrochen, sondern die Geschichtswissenschaft hat es nachgewiesen.

Die Abhandlungen sind jedenfalls für dogmatisches Studium sehr zu empfehlen.

M. Fischer.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.

# Protestantenblatt

Beilage Nr. 6.

Bremen
Berlin.

4. Februar 1905.


# Zur kirchlichen Zeitgeschichte.


**Inhalt:** Erklärung und Bitte an den Evangelischen Oberkirchenrat. — Der Fall Fischer. — Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland. I. — Anzeigen.


## Erklärung und Bitte an den Evangelischen Oberkirchenrat.

Zu den 30 Unterschriften der Erklärung an den Oberkirchenrat, an deren Schluß Pfarrer der Landeskirche aufgefordert wurden, im Falle ihrer Zustimmung ihre Namen an D. Kirmß, Berlin W., Kronenstraße 70, einzusenden, sind noch folgende Unterschriften hinzugekommen:

Dorow, Prediger in Berlin, Martin Matzke, Pastor in Mallmitz (Schlesien), Gotthold Stein, Pfarrer in Güstebiese, J. Heyn, Pfarrer an St. Jacobi in Greifswald, Pfarrer Laue in Düren (Rheinland), Lic. Bittlinger, Prediger in Dahme (Mark), Falk, Pastor an der evang.-reform. Kirche in Elbing und Pr. Holland, W. Reinmann, Pastor in Cartzig bei Naugard (Pommern), W. Schott, Pastor an St. Gotthardt, Brandenburg a. H., Adolf Wendt, Pfarrer in Frankfurt a. O., Dietrich Graue, Archidiakonus an St. Katharinen in Brandenburg a. H., Nithac-Stahn, Pastor an der Lutherkirche in Görlitz, Kühnen, Pfarrer in Krefeld, Krüger-Velthusen, Pfarrer in St. Goar (Rhein), H. Andriessen, Pfarrer an St. Georg, Frankfurt a. O., H. Richter, Pastor in Marienfelde, Dr. F. Bahlow, Pastor in Liegnitz, Roth, Pastor emer. in Kolberg, Flöß, Oberpfarrer in Pritzwalk, Rhode, Pastor in Pritzwalk.

## Der Fall Fischer.

Die kirchlich-liberalen Kreise verfolgten von vornherein aufmerksam die positive Agitation, die planmäßig von Versammlung zu Versammlung wie auch in der Presse gesteigert wurde, hielten aber mit ihrer Antwort durchaus zurück, weil in weitesten Kreisen angenommen wurde, daß ein Kirchenregiment auf die in solcher Tonart geführte Polemik nicht Wert zu legen in der Lage sein werde. Tatsächlich hat auch das Kirchenregiment bis zu jenem Verlangen einer verantwortlichen Äußerung vom 21. Dezember keinen amtlichen Schritt getan, obwohl ihm weder der Vortrag noch die orthodoxen Preßäußerungen unbekannt waren. In der Markusgemeinde war von irgend welcher Aufregung nichts zu spüren, bis auf die Tatsache, daß Frauen und Männer, unter denen ein Pastor erkannt worden sein soll, die Kirchenbesucher des D. Fischer nach dem Gottesdienst aufhielten, um die Minderwertigkeit der gehaltenen Predigt ihnen beizubringen oder auch kurzweg sie als Gequassel zu bezeichnen. Offene Postkarten mit einer gemeinen Abbildung und mit gemeinen Schimpfreden, Schmähbriefe trafen bei D. Fischer zumeist am Sonntag vor seiner Predigt ein.

Erst am 24. Dezember, nach der dritten Volksversammlung, die in unmittelbarer Nähe der Markusgemeinde stattfand, gaben die Kirchlich-Liberalen dieser Gemeinde folgendes Flugblatt heraus:

**Zur Aufklärung!**

Fall Pfarrer D. Fischer!

Gegen unseren Pfarrer D. Fischer an St. Markus ist wegen seines Vortrages auf dem 22. Protestantentage (in der Loge Royal York, Dorotheenstraße) „Die christliche Lehre nach dem gegenwärtigen Stande der theologischen Wissenschaft und ihre Vermittlung an die Gemeinde" von den sogenannten Positiven sowohl in weiterem Kreise des Stadtsynodalbezirks Berlin als auch im engeren Kreise unserer Diözese I ein Kesseltreiben in Protestversammlungen veranstaltet, zu dem Zwecke, die kirchliche Behörde zu veranlassen, gegen Pfarrer D. Fischer von Amtswegen einzuschreiten, beziehungsweise ihn vom Amte zu entfernen.

Ist nun schon eine Denunziation an sich keine reinliche Sache, so wird sie um so widerlicher, weil sie in versteckter Weise unter Beteiligung von anderen positiven Geistlichen durch Protestversammlungen in die Öffentlichkeit gebracht wird. Denn man sagt zwar in jenen Versammlungen, man wolle Pfarrer D. Fischer nicht anzeigen, aber man fordert öffentlich, die kirchliche Behörde solle ihre Pflicht tun. Das ist nichts als Heuchelei und Pharisäertum!

Man wirft Pfarrer D. Fischer vor, er zerstöre die Grundlagen, auf denen unsere Kirche ruht, er predige den Unglauben und habe schweres Ärgernis unter den wahrhaft Frommen und Gläubigen erregt. Dazu ist zu sagen: wenn auch sonst kein Unterschied gilt zwischen Predigt in der Kirche und Vortrag in einem Verein in der Vertretung der kirchlich-liberalen und modern-theologischen Anschauung, aber der angegriffene Vortrag ist weder auf der Kanzel, noch in einer Volksversammlung, sondern als ein wissenschaftlicher Vortrag vor lauter Gesinnungsgenossen gehalten. Wer den Protestantentag besuchte, wußte im Voraus, daß er in keinem positiven Parochialverein, sondern in einer Versammlung von kirchlich-liberalen Frauen und Männern sich befände, die keinen Anstoß an den Ausführungen des Redners nehmen würden und tatsächlich nicht genommen haben. Das „ rgernis" ist erst nachträglich künstlich in den Protestversammlungen erregt und verbreitet worden, deren letztere von unverhältnismäßig vielen Frauen und auch Kindern besucht gewesen sind.

Wir Kirchlich-Liberalen von St. Markus verurteilen eine Kampfesweise, die bis dahin geht, unseren Pfarrer D. Fischer in seinen Predigten zu überwachen, seine Kirchenbesucher zu zählen und nach dem Gottesdienst zu beeinflussen, von seiner Predigt und dem Konfirmandenunterricht fern zu bleiben, um dann das als geeignet Erscheinende in hämischer und gehässiger Weise in der Tagespresse zu veröffentlichen.

Wir erheben Einspruch gegen die Beschuldigung: Pfarrer Fischer habe die „Positiven und wahren Gläubigen" in ihren religiösen Empfindungen verletzen und ihren Glaubensstandpunkt angreifen wollen. Der kirchliche Liberalismus und mit ihm Pfarrer Fischer hat noch nie den Positiven das Recht und die Freiheit bestritten in den alten Dogmen der Kirche auch den Ausdruck ihres Glaubensbekenntnisses zu sehen, hat ihnen noch nie die Existenzberechtigung in der Kirche oder die persönliche Frömmigkeit abgesprochen. Aber wir bezeichnen es als Anmaßung, wenn die Positiven uns Kirchlich-Liberalen das Recht an und in der evangelischen Kirche aberkennen und sich allein als die Hüter des evangelischen Glaubens, als die allein berechtigten Vertreter der Kirche, als die allein Gläubigen und Frommen hinstellen wollen. So lange wir Kirchlich-Liberalen selbst nicht aus der Landeskirche austreten, so lange wir unsere Kirchensteuern zahlen, so lange wir uns selbst als evangelische Christen ansehen, die auf dem Boden des Evangeliums Jesu Christi stehen, so lange man auch unsere Mitarbeit an dem kirchlichen Gemeindeleben braucht, so lange behaupten wir dasselbe Recht in der Kirche zu haben wie die Positiven, so lange verlangen und fordern wir liberale Geistliche und Theologen, die zu uns nicht in mittelalterlicher, sondern in moderner Sprache reden, und uns die Wahrheiten des Christentums im Einklang mit der heutigen Weltanschauung darzustellen vermögen: Das ist unser Recht als Protestanten; und das lassen wir uns nicht nehmen!

Wir beklagen und verurteilen auf das Entschiedenste die Hetzereien, die außerhalb und innerhalb unserer Gemeinde gegen unseren Pfarrer D. Fischer getrieben werden, um seine Stellung und Wirksamkeit in der Gemeinde zu untergraben und seine Arbeitsfreudigkeit zu lähmen, wir erklären ausdrücklich, daß unser Vertrauen nicht erschüttert ist zu ihm, der über zehn Jahre in unserer Gemeinde in Treue und Segen gewirkt, fest und tapfer die Sache des kirchlichen Liberalismus in Berlin und Deutschland vertreten hat, und noch jüngst durch die Verleihung des Doktors der Theologie von der Universität Königsberg geehrt und ausgezeichnet ist; wir lassen uns durch kein noch so wüstes Geschrei irre machen und werden ferner zu ihm halten.

Im Namen der Kirchlich-Liberalen der St. Markus-Gemeinde der kirchlich-liberale Parochialverein von St. Markus.

J. A.:
Bärwolff. Bethge. Geißler. Geßler. Kath. Zehmisch.

Die Eingabe von Gemeindegliedern von St. Markus an den Evangelischen Oberkirchenrat hat folgenden Wortlaut:

Berlin, den 19. Januar 1905.

Dem hochwürdigen Evangelischen Oberkirchenrat erlauben sich die ergebenst Unterzeichneten folgende Erklärung in Sachen Pfarrer D. Fischer mit den anliegenden Zustimmungslisten (90 Listen mit 3015 Unterschriften) zu überreichen, mit dem Bemerken, daß noch weitere Namen in Aussicht stehen.

Aus Anlaß der gegen unseren Pfarrer D. Fischer wegen seines Vortrages auf dem 22. Protestantentage: „Die christliche Lehre nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft und ihre Vermittlung an die Gemeinde" gerichteten Angriffe, Protest-

versammlungen und Beschwerden bei der kirchlichen Behörde erklären die unterzeichneten Mitglieder der St. Markusgemeinde:

„Unser Vertrauen zu Pfarrer D. Fischer ist durch jene Angriffe in keiner Weise erschüttert, zumal in seinem mehr als 10jährigen treuen und segensreichen Wirken in unserer Gemeinde niemals Beschwerden gegen seine Amtsführung in Predigt, Seelsorge und Liebestätigkeit laut geworden sind. In Kindergottesdienst, Konfirmandenunterricht und Amtshandlungen zählt er große Scharen in- und außerhalb unserer Gemeinde zu seinen Anhängern. Wir selbst haben ihn kennen gelernt als einen Mann, dem es ernst ist mit seinem Amt und der Würde seines Standes, und der sich keiner Mühe und Arbeit entzieht, wenn es das Wohl seiner Gemeinde gilt. Wir hegen den entschiedenen und aufrichtigen Wunsch, daß Pfarrer D. Fischer noch lange unserer Gemeinde erhalten bleibe." (Folgen 3015 Unterschriften.)

Kurz darauf wurde die Eingabe der liberalen Geistlichen zunächst an das königliche Konsistorium, das aber bei seiner eiligen Behandlung der Angelegenheit zuvorkam, beschlossen, die nunmehr an den Oberkirchenrat gerichtet werden mußte. Gleichzeitig, noch vor der Entscheidung, wurde die Volksversammlung vom 18. Januar beraten, die dem Konsistorium die Anschauungen der Kirchlich-Liberalen übermitteln sollte, ohne eine Spitze gegen das Kirchenregiment zu richten. Das wurde anders, als durch den Erlaß des Konsistoriums, der den Beschwerdeführern im Wortlaut zuging und von ihnen sofort veröffentlicht wurde, nicht nur der Betroffene, sondern der gesamte Pfarrerstand und die Kirchlich-Liberalen in ihrer Ehre als berechtigte Gemeindeglieder aufs schwerste gekränkt wurden. Einstimmig wurde der Ton des Erlasses von der liberalen Presse aufs schärfste getadelt, in dem der „Reichsbote" eine „Hirtenstimme" konstatierte und der der „Kreuzzeitung" als angemessen erschien. Besonders die „Vossische Zeitung", aber auch „Nationalzeitung", „Volkszeitung", „Berliner Tageblatt" usw. treten in Leitartikeln und Notizen für die Sache des kirchlichen Liberalismus ein. Zurückhaltend, doch mit einem »videant consules« verhält sich die „Tägl. Rundschau". In der letzten Sonntagsnummer der „Vossischen Zeitung" (49) beleuchtet Landgerichtsrat Kulemann die juristische Seite des Falles Fischer. Ist uns als Nichtjuristen die juristische Teilung zwischen amtlicher und nichtamtlicher Tätigkeit unvollziehbar und könnten wir eine Berufung auf diese Trennung wie eine halbe Feigheit nicht mitmachen, so ist in dem Artikel das Schlußurteil höchst interessant, weil auch bei rein juristischer Betrachtung die Unhaltbarkeit des Konsistorialentscheides sich ergibt, Kulemann sagt:

„Die Verfügung des Konsistoriums ist juristisch völlig haltlos und in sich selbst widerspruchsvoll. Sie bedeutet lediglich eine Verbeugung gegen die konfessionellen Hetzer und Denunzianten, von denen die Agitation gegen Fischer betrieben ist, und die es vorziehen, anstatt mit Gründen zu kämpfen, die kirchliche Polizei anzurufen. Sie ist endlich wegen der ausgesucht verletzenden Form einer Behörde unwürdig."

Interessant ist auch die Schilderung des Gedankenganges von Konsistorialjuristen, mit dessen Hülfe Ketzerverurteilungen zustande kommen. Kulemann schreibt:

„Unter den juristischen Mitgliedern unserer Konsistorien gibt es zweifellos eine ganze Anzahl, die viel zu aufgeklärt sind, um den Anachronismus zu verkennen, der darin liegt, die Theologie der Reformationszeit als für die Ewigkeit bindend anzusehen oder auch selbst nur den Anschauungen des Urchristentums, einschließlich der Apostel, für alle künftigen Geschlechter bindende Kraft beizulegen. Sie lächeln deshalb in ihrem Innern über den frommen Eifer der gläubigen Schäflein, die sich abmühen, zu dem Scheiterhaufen eines Ketzers Scheite herbeizuschleppen. Aber dieselben Leute tragen kein Bedenken, einen Ketzer zu verurteilen. Der Gedankengang, mit dessen Hülfe sie glauben, den hierin liegenden Widerspruch aus der Welt zu schaffen, ist kurz folgender: Die Kirche ist eine Organisation, wie der Staat, die Gemeinden und die freien Vereinigungen. Als solche kann sie einer juristischen Grundlage, nach der sich die Zugehörigkeit zu ihr entscheidet, nicht entbehren. Diese gesetzliche oder statutarische Norm bilden die Bekenntnisse. Sind sie, wie nicht zweifelhaft sein kann, heute unbrauchbar, weil durch die Entwicklung der Jahrhunderte überholt, so mag man sie ändern oder aufheben. Aber das ist eine quaestio de lege ferenda*), die den kirchlichen Gesetzgeber angeht, während der kirchliche Richter sich nur mit der lex lata, dem formell noch nicht aufgehobenen Gesetze, zu befassen hat."

In derselben Nummer berührt die „Vossische Zeitung" zwei Punkte, von denen der eine die Presse bereits beschäftigt hat, der andere hier erstmalig betont wird:

„Die Verteidiger des Konsistoriums sind aufs tiefste darüber entrüstet, daß ein hiesiges parteiloses Blatt die Vermutung verbreitet hat, dem Konsistorium sei eine Verwechselung des Pfarrers D. Fischer von St. Markus mit seinem Sohne, dem Prediger Alfred Fischer von der Jerusalemerkirche untergelaufen. „Solche Scherze", so wird geeifert, „passen sich bei einer Sache nicht, wo das Höchste für uns auf dem Spiele steht." Nun, diese Vermutung war jedenfalls kein Scherz, am allerwenigsten ein „frivoler" Scherz, sondern sie war ein wohlwollender Versuch, für den aller Angemessenheit Hohn sprechenden Ton gegen einen im Amte ergrauten Geistlichen eine Erklärung zu suchen. Wir haben uns um einen derartigen Erklärungsversuch nicht bemüht, weil wir gelernt haben, den Provinzialkirchenbehörden, nicht zuletzt dem Brandenburgischen Konsistorium, auch das Unmögliche zuzutrauen. Es verdient übrigens festgestellt zu werden, daß es doch auch auf positiver Seite nicht an Männern fehlt, die ein Empfinden für das Unwürdige einer derartigen schulmeisterlichen Abkanzelung besitzen. So äußert sich das Organ der separierten, streng konfessionellen sächsischen Lutheraner über den Konsistorialerlaß: „Es ist allerdings ein starkes Stück, einem Manne, der im 58. Lebensjahre steht, zu schreiben, er stehe noch im Entwickelungsstadium." Wenn den Berliner Positiven das Gefühl hierfür abgeht, so sollte man doch wenigstens ein Verständnis für diese beispiellose Kränkung des ganzen Pfarrerstandes bei dem Pfarrerverein vermuten, der sich die Wahrnehmung der pastoralen Standesinteressen zur statutenmäßigen Aufgabe gemacht hat. Hier liegt einmal ein krasser Fall von Herabdrückung des geistlichen Standes vor, doppelt kraß, weil eine kirchliche Behörde die Urheberin der Kränkung ist. Bei anderen Gelegenheiten hat der Vorstand dieses Vereins mit der Kundgebung seiner Meinung nicht zurückgehalten, wo durchaus kein Anlaß zum Sprechen vorlag. Jetzt schweigt er."

Wir können dieser letzten verwunderten Bemerkung nur zustimmen, verwundert waren wir auch, aber wir hofften noch immer, wir mußten uns auch erst nach der Stellung Fischers zum Pfarrerverein erkundigen, wir erfahren, daß er ihm nicht angehört, aber gleichzeitig hören wir von einem scharfen Vorgehen des Pfarrervereins vor einiger Zeit zur Wahrung der Standesehre gegen einen liberalen Pfarrer, der auch nicht dem Verein angehörte, und erwarten nun bestimmt, daß man für einen liberalen Pfarrer auch Worte finden wird. Man müßte ja annehmen, daß der preußische Pfarrerstand eine Behandlung verdient, wie sie gegen Fischer allerdings vergeblich versucht worden ist, wenn er sich in seiner Standesehre durch solche Behandlung nicht gekränkt fühlte.

Energisch und warm trat die „Christliche Welt" durch zwei Artikel D. Rades gegen die Verfügung und für Freilassung der Wirksamkeit evangelischer Pfarrer ein, ebenso das „Evangelische Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen", „Der Evangelisch-protestantische Kirchenbote für Elsaß-Lothringen", „Die Union", das Blatt der Pfälzer, und „Das Evangelische Gemeindeblatt für Braunschweig". Der „Kirchliche Anzeiger für Württemberg", das Organ des dortigen Pfarrervereins, das auf der mittleren Linie steht, bringt (Nr. 4) eine kurze Rezension von Fischers Vortrag mit den Worten: (Der Vortrag) „erörtert in ruhiger und offener Darlegung eine Frage, welche für die evangelische Kirche, eben als evangelische Kirche, nicht erst seit heute besteht, auch nicht von heute auf morgen gelöst werden kann, welche aber irgendwann und irgendwie doch ihre Erledigung finden muß." Auch die ausländischen Kirchenblätter in Holland, Frankreich und der Schweiz verhandeln den Fall. Möge der Oberkirchenrat wissen, daß seine Entscheidung das Urteil auch des Auslandes über die preußische Landeskirche bestimmen wird.

In den liberalen Parochialvereinen kommt der Fall Fischer zur Besprechung. Der Verein der Zionsgemeinde hat folgende Resolution einstimmig angenommen. „Die heutige äußerst stark besuchte Generalversammlung hält es für Ehrenpflicht, mit Bezug auf die verwerfliche Hetze, die gegenüber dem Pfarrer Dr. theol. Fischer von den nicht nur der Markusgemeinde angehörenden „Stillen im Lande" in Scene gesetzt ist, zu erklären: 1) Der liberale Parochialverein von Zion bekennt sich fest und treu zu den Glaubens- und Lehrgrundsätzen, wie sie Pfarrer D. Fischer auf dem 22. Protestantentage zum Ausdruck gebracht hat; 2) er konstatiert — im Gegensatz zu den Orthodoxen in St. Markus — ein „weitgehendes Ärgernis in der ganzen gebildeten Christenwelt an Form und Inhalt der Zurechtweisungen des k. Konsistoriums gegenüber dem in Ehren ergrauten, 33 Jahre im Kirchenamt stehenden Pfarrer D. Fischer, dem „unzulängliche christlich-theologische Durchbildung, Klarheit und Tiefe", sowie mangelnde Besonnenheit vorgeworfen wird. 3) Der liberale Parochialverein von Zion spricht die bestimmte Erwartung aus, daß der vom Pfarrer D. Fischer in dieser Angelegenheit angerufene Evangelische Oberkirchenrat alle die ungerechtfertigten und unsubstanziierten, den evangelischen Geistlichen zur Unwahrhaftigkeit und zur Heuchelei veranlassenden Vorhaltungen aufs schärfste verurteilen werde; 4) er erblickt in diesen beleidigenden Spott und Hohn gegen die evangelisch-theologische Fakultät der Universität Königsberg, die noch im vorigen Jahre den D. Fischer zum Ehrendoktor der Theologie ernannt hat. 5) Der liberale Parochialverein von Zion bittet schließlich den Pfarrer D. Fischer, im Vertrauen auf die allgemeine hohe Anerkennung, Achtung und Liebe, die er in den weitesten Kreisen gefunden hat, unter Gottes Schutz und Beistand weiter zu arbeiten und zu wirken in demselben Geiste, damit er ein dauernder Segen bleibe, nicht nur in seiner Gemeinde und in Berlin, sondern weit darüber hinaus in der ganzen freigesinnten evangelischen Christenheit." Der kirchlich-liberale Verein des Westens hat sich mit der Sache beschäftigt, andere werden folgen. Der Berliner Magistrat hat beschlossen, in Sachen Fischer beim Oberkirchenrat vorstellig zu werden. — Zu der Tonart der Verfügung bemerkt die „Voss. Ztg." (49): Die „Kreuzzeitung behauptet, daß D. Faber, der Generalsuperintendent von Berlin, Referent über die Angelegenheit D. Fischer im Konsistorium gewesen wäre. Nach den Gepflogenheiten in Behörden wäre er dann auch verantwortlich für die Formulierung der oben gekennzeichneten Verfügung. In Berliner Pfarrerkreisen wird dies angesichts

*) Frage über ein noch einzubringendes Gesetz.

der Tatsache, daß D. Faber den Pfarrer D. Fischer persönlich gut kennt und um der Persönlichkeit D. Fabers willen einfach für ausgeschlossen gehalten. Schließlich sei bemerkt, daß der Vortrag Fischers in zweiter unveränderter Auflage bei C. A. Schwetschke u. Sohn in Berlin, Schoeneberger Ufer 43, erschienen ist, und daß der Vortrag Professor D. Pfleiderers und die Diskussionsreden auf der Volksversammlung vom 18. Januar im Verlag von Gebauer-Schwetschke in Halle a. S. erschienen sind.

## Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland.

Die sogenannte Gemeinschaftsbewegung bietet dem Auge des Beschauers eine solche Fülle selbständiger geschichtlicher Erscheinungen, eine solche Mannigfaltigkeit in der Praxis, solche Widersprüche in den Lehrauffassungen, daß wohl noch auf lange hinaus das Urteil über sie auch auf dem Boden gemeinsamer religiöser und kirchlicher Grundanschauungen schwanken wird. Vor allem wird, wer nicht selbstätig mit in der Arbeit steht, immer wieder der Versuchung erliegen, die Extravaganzen einzelner Männer oder Zweige der Bewegung für Typen zu nehmen und die Sache selbst mit ihren Zerrbildern zu verwechseln. Trotz aller Schwierigkeiten sei es einmal versucht, einen Überblick über das Ganze zu geben, der nur die wesentlichen Züge an dieser bedeutsamen Bewegung der Gegenwart herausheben soll. Der Anlaß dazu liegt nicht nur im Spener-Gedächtnistag, sondern auch in dem Umstand, daß vor kurzem aus der Bewegung selber heraus eine umfassende Darstellung über den Stand der Sache in ganz Deutschland gegeben worden ist, die wenigstens äußerlich einen Überblick über das Ganze ermöglicht.*)

### I. Die Entstehung der Bewegung.

„In allen Gebieten der Christenheit hat der Gott aller Gnade in vielen seiner Kinder ein tiefes Gefühl von der Mangelhaftigkeit und Kümmerlichkeit ihres gegenwärtigen geistlichen Zustands erweckt und sie mit der lebendigen Überzeugung erfüllt, daß die Wahrheiten, welche sie glauben, auf ihr Herz und Leben eine ganz anders durchgreifende Nachwirkung ausüben könnten und müßten, als jetzt der Fall ist. . . . Es verlangt sie nicht mehr nach neuen Lehr- und Kirchenformen, sondern nach lebenskräftigerer Auswirkung dessen, was sie schon haben, nach mächtigerer Verwirklichung des wahren Evangeliums, das sie schon kennen und verkündigen." Mit diesen Worten forderte im Jahre 1874 der amerikanische Fabrikant Pearsall Smith Angehörige aller Denominationen zur Beteiligung an einem christlichen Meeting in Oxford auf. Sie kennzeichnen von vornherein den Grundzug der Bewegung, zu der sie den Anstoß gaben. Sie will sich nicht in den Streit der Konfessionen mengen, nichts mit dogmatischen Kämpfen zu tun haben, keiner Partei zuliebe oder zuleide wirken, nicht eine neue, bahnbrechende Lösung des Weltanschauungsproblems in den Kampf unserer Tage werfen, sondern sie will Leben schaffen, persönliches christliches Leben wecken, wo bisher mehr oder weniger trockene Lehre, tote Formen, langweilige Liturgieen, „heidnische" Sakramentsbegriffe, steifes Amtsbewußtsein herrschten und ein Kirchenchristentum erzeugten, welches „den Namen hat, daß es lebt und ist tot". Wie stark das Bedürfnis nach einer solchen Bewegung allenthalben in altgläubigen Kreisen empfunden wurde, zeigte der glänzende Verlauf jener Oxforder Tage; mehr freilich noch die triumphzug-ähnliche Predigtreise Smiths durch Deutschland im Jahre 1875 und am meisten die zehntäge von etwa 8000 Christen besuchte und wieder von Smith geleitete Versammlung in Brighton (1875), von der — gerade 200 Jahre nach dem Erscheinen der Pia desideria Speners — die deutsche Gemeinschaftsbewegung ausgegangen ist. Was an Smith fesselte, war gewiß auch sein Ausländertum. Daß er, wie seitdem oft Booth, mit einem Dolmetscher die Tribüne betrat und sogar die Kanzel — auf der Kanzel der Berliner Garnisonkirche nahmen noch 2 bis 4 andere Platz, die ihn bisweilen ablösten —, daß er den ganzen methodistischen Apparat des Wechsels von Singen, Beten, Reden, Seufzen usw. funktionieren ließ, und gelegentlich vor Beginn der Versammlung durch Kindergesang hinter dem Vorhang die Nerven günstig beeinflußte, empfanden viele als interessante Neuerungen. Indes durfte er all das doch nur wagen, weil seine Persönlichkeit durch die offenkundige Lauterkeit seiner Gesinnung, durch das Gemisch von tiefem Ernst und von innen kommender Fröhlichkeit, von liebenswürdigem Eingehen und siegesgewissem Eindringen auf die Meinungen anderer und durch eine seltene Gabe, volkstümlich und vornehm zugleich zu reden, auf Freund und Feind faszinierend wirkte. Und doch war das alles nebensächlich im Vergleich zu dem Inhalt seiner Reden. Was er sagte, wurde wie eine „neue Lehre" empfunden, die mit überzeugender Einfachheit einen oft und quälend empfundenen Bann von dem inneren Leben rechtgläubiger Christen fortnahm. Christus der Erlöser von aller Sündenschuld — das stand für alle von vornherein fest. Aber die Freude daran wurde immer aufs neue getrübt durch die Erfahrung, daß dieser Glaube nicht imstande war, Gewohnheitssünden zu brechen und vor Ungehorsam gegen Gott zu bewahren, sondern im täglichen Wandel nichts weiter erreiche, als eine Abwechselung von Fallen und Aufstehen, von Sündigen und Bußetun. Nun hörte man Smith mit der Kraft persönlicher Erfahrung lehren: Ihr seid selbst schuld an diesem „kümmerlichen" Christentum! Ihr meint, nachdem Gott euch die Rechtfertigung (Erlösung von der Schuld) gegeben hat, sei es euer Werk, euch zu heiligen (Erlösung von der Macht der Sünde). Das ist falsch, Christus erlöst auch von der Macht der Sünde. Die Heiligung ist für jeden vorhanden, der im Glauben ganz von Christus abhängen will. Der ernste Wille dazu ist freilich nötig und man muß ihn betätigen, indem man sich mit Bewußtsein, rückhaltlos in einem feierlichen Akte Christus hingibt und ähnlich wie bei der Trauung spricht: „Ich will dir fortan ganz angehören". Dann aber gibt es — zwar nicht Sündlosigkeit, aber kein Jammern über die Sünde mehr und keine Scheu mehr, mit ihr zu brechen, sondern beständige innere Ruhe und Siegesfreudigkeit, in allen Versuchungen und in aller Arbeit, weil auf Grund der Bibel und auf Grund meiner „Selbstübergabe" der Gedanke immer Recht behält: Jesus saves me — saves me now, und Jesus ist immer Sieger.

200 Pastoren vom Kontinent hatten an diesen Versammlungen teilgenommen und wurden in ihrer Heimat zum großen Teil begeisterte Apostel der neuen „Heiligungslehre" in Predigten, Versammlungsreden, Konventikeln und Schriften. Die Gemeinschaftsbewegung ist also in erster Linie Heiligungsbewegung.

In zweiter Linie ist sie Evangelisationsbewegung. Die Zivilstandsgesetzgebung hatte den letzten Zweifel an der Entkirchlichung der Massen beseitigt, und die bisherigen Mittel zu ihrer Gewinnung versagten völlig. Da wurde durch Smiths Auftreten der Blick auf die imponierenden Erfolge der geistigen Väter desselben gelenkt: die amerikanischen Evangelisten Finney, Moody u. a.

Christlieb in Bonn berief 1883 v. Schlümbach, einen Schüler Moodys zu einer Evangelisationsreise durch Nord- und Ostdeutschland, deren Erfolg u. a. die Gründung des Christlichen Jungmännervereins in Berlin war, und war bis an seinen Tod die Seele des neuen Gedankens. 1886 gründete er das Johanneum in Bonn (jetzt in Barmen), in welchem evangelistisch — d. h. zu volkstümlicher, erwecklicher Rede — begabte junge Leute 3 Jahre lang durch Unterricht in deutscher Sprache, Griechisch, Welt- und Kirchengeschichte, Bibelkunde, „geistlichem Verständnis der Psalmen und Propheten" für ihren Beruf vorbereitet werden. Gleichzeitig

*) Dietrich u. Brockes, Die Privaterbauungsgemeinschaften innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands; vergl. auch P. Fleisch, Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland.

gab Elias Schrenk sein Pfarramt auf, um sich ganz den entkirchlichten Massen zu widmen. Ein Evangelisationsverein zur Flüssigmachung der nötigen Gelder entstand, der aber bald wieder einging, und dessen Bedeutung sich darin erschöpfte, daß er die in Brighton angeregten Geister sammelte und durch Einberufung der 1. Gnadauer Konferenz 1888 die deutsche Gemeinschaftsbewegung im engeren Sinn: die Philadelphiabewegung anbahnte.

Nach Gnadau wurden alle die eingeladen, welche eine stärkere Betonung der Lehre von der Heiligung wünschten, Recht und Pflicht der Laienarbeit in Gemeinschaftspflege und Evangelisation anerkannten, die Privaterbauungen als wichtige Ergänzung des öffentlichen Gottesdienstes ansahen und die bestehende Volkskirche als göttlichen Segen achteten. Zweck war zunächst nur gegenseitige Aussprache und innerliche Stärkung. Aber schon jetzt traten neue Ziele am Horizont der Gedanken hervor. Die Konferenz sollte, alle zwei Jahre wiederholt, der Sammelpunkt aller Gleichgesinnten und der Ausgangspunkt einer ganz Deutschland umspannenden Arbeit zur Belebung der „toten" Kirchenchristen und zur Gewinnung der Entkirchlichten werden. Und man muß gestehen, was im Laufe von anderthalb Jahrzehnten geschehen konnte, hat diese Konferenz glänzend geleistet. Schon 1890 wurde das deutsche Komite für Gemeinschaftspflege und Evangelisation gegründet, das freilich nur Arbeitsanregung in den alten, nicht Bildung neuer Gemeinschaften bezweckte; seit 1891 wird eine Monatsschrift „Philadelphia" (vergl. Offenb. Joh. 3, 7—13) herausgegeben, redigiert von Rektor Dietrich in Stuttgart. 1894 verwandelte sich das genannte Komite in das „Evangelisationskomite für Deutschland", das energisch auf Gründung neuer Gemeinschaften hinarbeiten sollte, und 1898 trat an seine Stelle der deutsche Verband für evangelische Gemeinschaftspflege und Evangelisation, in welchem das bisherige Komite mit verschiedenen größeren, bis dahin getrennt arbeitenden Gemeinschaftskreisen einen Bund zu gemeinsamer Arbeit schloß. Mehrere der letzteren waren nämlich bereits zu Provinzialverbänden zusammengeschlossen, an deren Spitze je ein Brüderrat steht. Die Vorsitzenden desselben waren fortan als solche Mitglieder des Gnadauer Komites. Damit war ein bedeutsamer Schritt getan. Die neue von Brighton ausgegangene Bewegung schob sich in die alten mehr oder weniger pietistischen Kreise hinein, um sie innerlich zu beleben und äußerlich in einer großartigen Organisation zusammen zu fassen. Ein weiterer wichtiger Schritt in dieser Entwicklung geschah 1902, wo eine Reihe größerer Gemeinschaftskreise sich „auf den Grundsatz gegenseitiger Anerkennung und Rücksichtnahme in der Arbeit" vereinigten und die Gnadauer Konferenz gewissermaßen als ihren gemeinsamen Berührungspunkt proklamierten. Die Entwicklung ist noch mitten im Fluß. Aber schon jetzt muß der Erfolg der Gnadauer Konferenz imponieren, wenn man die Schar größerer Vereinigungen und Institute übersieht, die in irgend einen loseren oder engeren Zusammenhang mit ihr getreten sind. Es sind die Brüderräte von Schlesien, Posen, Westpreußen, Ostpreußen, Pommern, Brandenburg, Schleswig-Holstein, Sachsen-Anhalt, Westfalen, Rheinland, Hessen-Nassau, Württemberg; dazu die Evangelistenschulen St. Chrischona bei Basel und Johanneum in Barmen; Verein für Reisepredigt, Neukirchener und Rheinische Mission, Brüdergemeinde und deutsche Zeltmission. Das Gnadauer Komite hat dann unter dem Bürgerlichen Gesetzbuch seine letzte Metamorphose durchgemacht und heißt nun „Deutscher Philadelphia-Verein". An seiner Spitze steht Graf Pückler-Berlin, dessen energischem unermüdlichen Vorwärtsdrängen die geschilderte rasche Entwicklung zur Organisation zu einem nicht geringen Teil zuzurechnen ist.

---

**Das Aktionskomite** des Evangelisch-sozialen Kongresses veröffentlicht folgenden Aufruf an seine Mitglieder und Freunde:

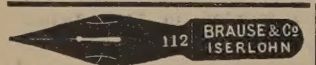
Der große im Ruhrgebiet ausgebrochene Streik ist an sich und in seinen Folgen ein nationales Unglück und muß in kürzester Frist über Hunderttausende von Arbeiter-Familien Not und Elend bringen. Wir maßen uns nicht an über die einzelnen Streitpunkte zwischen den Grubenbesitzern und den Bergarbeitern ein Urteil abzugeben. Aber wir empfinden es als eine Herausforderung nicht nur des Arbeiterstandes, sondern des gesamten deutschen Volkes, daß die Grubenbesitzer das von der Regierung an sie gerichtete Ersuchen, mit den gewählten Vertrauensleuten der Bergarbeiterschaft über ihre Beschwerden und Ansprüche zu verhandeln, rundweg abgelehnt haben.

Die Arbeitgeber sind fest organisiert; den Arbeitern aber verweigert man das gleiche Recht.

Da eben deshalb ein Ende des Streiks in der nächsten Zeit nicht zu erwarten ist, so richten wir an alle Mitglieder und Freunde unseres Kongresses die Bitte, durch Einsendung von Gaben an ihrem Teile die Not lindern zu helfen.

Der Generalsekretär des Kongresses (Pfarrer Lic. Schneemelcher, Rummelsburg bei Berlin, Hauptstraße 7) ist ermächtigt, solche Gaben entgegen zu nehmen. Quittung erfolgt in der Zeitschrift des Kongresses „Evangelisch-Sozial".

Zur Übermittlung von Gaben an vorstehende Adresse ist auch die Redaktion des „Protestantenblattes" gern bereit.


Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze.
Berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2.—Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

Höchste Auszeichnungen.
**Emmer-Pianinos.**
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

**Wollsachen**
werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. Grünberger Wollweberei G. Allmendinger, Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei. Handweberei.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
**Hirschgeweihe**
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Eine fast neue Dore'sche Bilder-Bibel (2 Bände) hat für eine Witwe preiswert zu verkaufen
Dr. Veeck, Bremen, Doventorsdeich 4.

**Harmonium.**
Das Nordische Musikhaus in Flensburg, Inh. Pastor a. D. S. Simonsen, ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz begründet, Musikfreunden beste Harmoniums u. Pianos zu tunlichst kleinem Preis zu liefern. 20 J. Garantie. Probesendung kostenlos. Kataloge gratis.

Sind Sie mein Kunde, so trag; derselbe enthält viele Kennen Sie meine Waren ein schönes Geschenk zur illustrierten Katalog, welcher ganz umsonst, wenn Sie mir
**Friedrich Wilhelm Engels**
weltbekanntes Stahl

?

verlangen Sie neuesten Nachwunderhübsche Neuheiten. nicht, dann sende ich Ihnen Probe, nebst meinem reich 2500 Nrn. u. Artikel enthält, 20 ₰ für Rückporto einsenden.
**Dümmen-Gräfrath**
**Solingen** No. 816.
waren-Versandhaus.

**Thorwaldsen's**
segn. Christus,
in allen Grössen, wie die feinsten antiken und modernen Figuren, aus der Hofkunst-Anstalt Fritz Kochendörfer, Osterode a. H.
empfiehlt
**Hedwig von Grassow,**
Buch- u. Kunsthandlung,
Osterode a. H.

Sachsen-Altenburg.
**TechnikumAltenburg**
Maschinenbau. Elektrotechnik. Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.

**Harmoniums,**
erstklassiges Fabrikat von vollendeter Tonschönheit liefert zu den günstigsten Bedingungen
**E. Beckmann,**
Dünnow i. Pommern.
Kataloge gratis und franko.


Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.